Napoleon I. im deutschen Drama.

Liebesdramen.

Inaugural-Dissertation

der

Hohen philosophischen Fakultät zu Rostock

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Hermann Gaehtgens
aus Riga.

Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg.
1903.

Napoleon I. im deutschen Drama.

Liebesdramen.

Inaugural-Dissertation

der

Hohen philosophischen Fakultät zu Rostock

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Hermann Gaehtgens

aus Riga.

Frankfurt a. M.

Moritz Diesterweg.

1903.

Referent:
Prof. Dr. W. Golther.

Der als Dissertation gedruckte Abschnitt ist einer größeren, im Buchhandel bei Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M. erscheinenden Schrift entnommen, die das ganze Gebiet der deutschen Napoleonstücke umfaßt.

Liebesdramen.

(Napoleon und die Frau.)

Es ist die große Gattung der Episodendramen, die wir uns genauer betrachten wollen. Napoleon, die Hauptperson, wird nicht in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung dramatisch vorgeführt, sondern das Hauptgewicht wird auf die dramatische Behandlung seines Verhältnisses zur Frau gelegt. Das Liebesproblem mit seiner unfehlbaren Zugkraft ist hier mit dem Korsen verknüpft.

Vorzugsweise hat die Dichter sein Verhältnis zu seiner ersten Frau, zu Josephine Beauharnais interessiert. Abgesehen von dem mir bekannten ältesten Drama dieser Gattung, das den Josephinenstoff in Form einer Posse behandelt, beschäftigt die älteren Dramen am meisten die Tragik des Geschickes der schönen Marquise, während die jüngeren sich ihren Stoff aus der für einen Dichter so glücklichen Zeit geholt haben, in der die Legende üppig blüht, die den strengen Strahlen der Geschichtsforschung schützend ihr märchenhaftes Dämmerlicht entgegenhaucht. Damals war Napoleon noch nicht Kaiser. Und doch war es so anziehend, auch die mächtige Herrschergewalt im Banne des Liebeszaubers uns zu schildern, uns abseits zu führen von den jedem Auge offen daliegenden Wegen der großen Politik in den versteckten Garten sehnsuchtsvoller Leidenschaft. So wurde Napoleon der brünstige Titan, der sich aus den Banden der Konvention heraus nach dem ewig jungen Glücke hinsehnt. Wir haben es also hier mit zwei Klassen zu tun, dem Josephinendrama und dem Drama, das ein Verhältnis zu anderen Frauen behandelt.

Das älteste Josephinendrama habe ich leider nicht erlangen können. Es ist die „Josephine" von **Ludwig Eckardt** aus den sechziger Jahren. Das Stück ist bei seiner Aufführung in Wien durchgefallen und an diesem einen Durchfall zu grunde gegangen. Von

dem Inhalt wissen wir nur noch, daß es voller Räuberromantik ist und dramatisch nicht viel taugt[1]).

Das mir bekannte älteste Josephinenstück stammt aus dem Jahre 1877 und kam im Anfange des nächsten Jahres einigemal am Dresdener Hoftheater zur Aufführung. Es ist das Lustspiel von **Emanuel Bozdeck**[2]): „Der Gebieter der Welt im Hauskleide". Unter der Gesamtheit der deutschen Napoleon-Dramen ist es das einzige, das den Korsen als beabsichtigt komische Figur erscheinen läßt und das mit einem Triumph der Josephine endigt. — Erster Akt: In einem Vorsaal in den Tuilerien, der zu den Gemächern sowohl des Kaisers, als auch der Kaiserin führt, befindet sich der Adjutant des Kaisers und eigentliche Held des Stückes, der Graf Flahault, in großer Ungeduld. Ihn drängt es, sich zu seiner Geliebten, der Schauspielerin Georges, zu begeben, aber noch immer nicht hat der Kaiser nach dem Tagesbericht gefragt. Dafür wird drinnen über das Schicksal der batavischen Republik verhandelt. Voller Verzweiflung durchfliegt der Graf die Spalten des Moniteur, erfährt, daß der Posten eines Gesandtschaftssekretärs bei der batavischen Republik erledigt, daß er von seinem vermögenden Oheim enterbt ist und daß die Georges in der Anwesenheit Napoleons Triumphe gefeiert hat. Dabei gesteht uns der Graf, daß er früher zwar manche Liebelei gehabt, aber jetzt erst die echte Liebe kennen gelernt habe. Der Redakteur des Moniteur erscheint. Demütig erkundigt er sich nach Stoff zu den verschiedensten Artikeln und überreicht dem Grafen einen Band seiner Gedichte, die die Großtaten des „Gebieters der Welt" preisen, mit der Bitte, sie Sr. Majestät vorzulegen. Der Journalist entfernt sich. Flahault schlägt die erste Seite auf, die die Überschrift trägt: „Der Weltbeherrscher im Ruhmesgewande." „Es ist nur gut," meint der Adjutant bei sich, „daß der Dichter ihn nicht im Hauskleide gesehen hat, in den kleinen Scharmützeln mit der teuren Gattin." Das Thema ist gegeben. Nun tritt Duperron, Hofjuwelier und Gläubiger des Grafen auf. Er kommt aus den Gemächern der Kaiserin und bittet Flahault doch bei dem Kaiser dahin zu wirken, daß dieser den Schmuck von Golconda, der Josephinen ausnehmend gefallen, für sie um 80000 Frcs. erwerbe. Der Adjutant erfährt, daß die Georges sich einen Schmuck von falschen Steinen nach diesem Modell habe anfertigen lassen und schlägt die Bitte rund ab, während er innerlich sich ärgert, nicht in der Lage zu sein, seiner Geliebten ein so ersehntes Geschenk zu machen. Da zieht Duperron andere Seiten auf. Er erinnert den Grafen an die fälligen Wechsel.

[1]) Vgl. Bühne und Welt. 1900. Holzhausen, Nap. im d. Drama, Anm. 1.

[2]) Em. Bozdeck: „Der Gebieter der Welt im Hauskleide". Lustspiel in 3 Aufzügen. (Manuskript.) — Mir lag das Soufflierbuch vor, das ich der Freundlichkeit des Dramaturgen Dr. Zeiß verdanke.

Etwas erschreckt ist er aber doch, als er erfährt, daß sich die Nachricht im Moniteur in betreff der Enterbung bewahrheitet. Flahault wird zum Kaiser gerufen. Inzwischen erscheinen die Schwäger Napoleons, Fürst Bacciochi und Prinz Borghese, der erstere mit seiner Gemahlin Elise, der andere mit seiner Gattin Pauline, den Schwestern Napoleons. Beide Frauen interessieren sich sehr für den schönen Adjutanten des Kaisers. Als sie von Duperron erfahren, daß der Graf nächstens in den Schuldturm gesperrt würde, bestimmen sie ihre Gatten, ohne daß die eine um das Vorhaben der anderen weiß, die Schuld für Flahault zu bezahlen. So gelangt der Juwelier zu seinem Gelde und verschwindet. Flahault erscheint wieder vom Kaiser, froh, nun endlich in die Arme der Liebe eilen zu können, wird aber zu seinem Entsetzen von den ihn heimlich verehrenden Frauen aufgehalten. Das dauert so lange bis Napoleon selbst heraustritt, um dem Grafen noch einen Auftrag zu geben. Ihm hat die Deklamation und Person der Georges gefallen, an die er fortwährend denken muß, dieweil er von den Schwestern mit Zärtlichkeiten überhäuft wird. Bevor er sich jedoch nach deren Spezialwünschen erkundigt, gibt er Flahault zu verstehen, daß er die Georges gerne erfreuen möchte. Dieser schlägt ihm als Geschenk den Diamantschmuck von Golconda vor und erhält Auftrag ihn zu kaufen. Nun wendet sich Napoleon zu seinen einander befeindenden Schwestern, von denen jede in einer Separatunterredung für den eigenen unfähigen und beschränkten Gemahl den Posten eines Königs von Holland erstrebt. Beiden verspricht er insgeheim, daß der Gemahl der Rivalin diesen Posten nie erhalten werde, so daß jede sich schon als präsumtive Königin fühlt. Nun werden die Herren Ehegatten vorgeschickt, die als Gesandten für den erledigten Posten bei der batavischen Republik die Person Flahaults in Vorschlag bringen müssen, eine Übereinstimmung der Wünsche, die die beiden Gegnerinnen einander noch mehr verschnupft. In diese Stimmung platzt Ludwig, der Bruder Napoleons, der seine Gattin Hortense holen will, die sich zu seinem großen Leidwesen und zu Napoleons Ärger immer bei ihrer Mutter aufhält und diese in ihren Launen bestärkt. Ludwig allein will die batavische Republik erhalten wissen. Aber es ist bei dem Kaiser schon anders beschlossen und die beiden Schwestern triumphieren, jede ihres eigenen Erfolges sich gewiß wähnend. Sie gehen ab und nun klagt Ludwig sein häusliches Leid. Napoleon stimmt ihm vollkommen bei. Hortense erscheint selbst. Sie hat wieder einmal bei der kranken Mama wachen müssen und will am Abend nach Hause kommen, wenn Josephine sich bis dahin gebessert hat. Ludwig geht verzweifelt ab und nun gesteht Hortense dem Kaiser, daß er selbst den Anlaß zur Migräne der Kaiserin gegeben, als er bei seiner Rückkehr aus dem Theater zu sehr von der Georges geschwärmt habe. Morgen

jedoch sei Josephinentag. Mit einem Geschenk könnte er vielleicht seine Gattin wieder umstimmen. Diese erscheint darauf, neugierig, wie weit Hortense denn den Boden für den Golconda-Schmuck schon vorbereitet. Napoleon bittet sie, sich etwas zu wünschen, und sie wünscht sich den bewußten Schmuck. Das zu erfüllen ist nun aber unmöglich. Josephine bekommt wieder ihre Zufälle. Gleichzeitig erscheinen die beiden Schwestern des Kaisers und stellen ihren Bruder darüber zur Rede, er habe einer jeden von ihnen gesagt, daß die andere nicht Königin würde; wie sich denn die Sache verhalte? Da wird es dem Sieger von Austerlitz denn doch zu heiß. Er tastet rückwärts nach einer Tür und entschlüpft in dem Augenblicke, wo gerade Flahault auf der Bildfläche erscheint. — Zweiter Akt: Dieselbe Scenerie. — Flahault, allein auf der Scene, kann sich noch immer nicht des Lachens erwehren über den Rückzug des Gebieters, dessen Augenzeuge er soeben gewesen. Er muß aber den Kaiser sprechen und klopft deshalb an die Tür. Napoleon erscheint erst auf die Versicherung hin, daß das Schlachtfeld von den Feinden gesäubert sei und nimmt durchaus nicht sehr erfreut die Meldung entgegen, daß sein Geschenk angenommen sei. Um sich aus der Patsche zu helfen, läßt er Duperron holen, der ihm ein ganz ähnliches Kleinod zu morgen anfertigen soll. Da das aber unmöglich ist, so soll der Juwelier das auch der Kaiserin klar machen und dabei klug zu Werke gehen. Kaum ist Duperron ab, als Pauline erscheint und Gewißheit verlangt. Napoleon vertröstet sie; nur zum Scheine habe er ihrer Schwester nachgegeben; dasselbe Mittel gebraucht er auch, um die nun erscheinende Elise zu besänftigen. Duperron kommt wieder, die Kaiserin sei sehr böse — auf den unbekannten Käufer. Elise und Pauline teilt er, jeder besonders, mit, daß die Wechsel Flahaults bereits in den Händen ihrer Rechtsanwälte wären und geht befriedigt ab. Josephine, auf Hortense gestützt, betritt den Schauplatz. Napoleon freut sich, daß der eheliche Frieden hergestellt, da muß zum Unglück Hortense die neueste Nummer des Moniteur zu Gesicht bekommen, worin das großartige Geschenk des Kaisers an die Georges erwähnt ist. Alles ist starr. Napoleon hat nichts eiligeres zu tun als die Sache in Abrede zu stellen. Flahault soll auf alle Fragen des Kaisers „ja“ sagen und so wird der Kaiserin aus dem Munde des Adjutanten versichert, daß dieser selbst das Diadem gekauft, auf eigene Rechnung. Um diesen auffallenden Schritt vor den Augen der Kaiserin zu motivieren, gesteht Flahault dieser, daß er das Mädchen liebe. Nun ist die Reihe ohnmächtig zu werden an Elisen und Paulinen, die kurz vorher jede über die Schwester einen anonymen Brief an Napoleon gesandt haben, worin die Eifersucht diesen darauf aufmerksam macht, daß der Ruf der kaiserlichen Familie durch Flahault bedroht sei. Sie stürzen ab, racheschnaubend. Josephine

jedoch bittet den Adjutanten die Zeitungsnotiz nun der Wahrheit gemäß berichtigen zu lassen. Die Kaiserin nebst Tochter entfernt sich, Bonaparte aber klopft seinen Adjutanten halb mitleidig auf die Schulter, da er sich seiner Meinung nach für ihn geopfert hat. — Dritter Akt: Dieselbe Scenerie. Flahault eröffnet auch diesmal den Akt, indem er seine Großtat im Moniteur sich vorliest. Gleich darauf erhält er von der Georges einen in den wärmsten Ausdrücken des Dankes abgefaßte Einladung zum Souper auf heute Abend. Doch das Schicksal naht in der Gestalt eines Gerichtsvollziehers, der ihn auf Grund eines bereits fälligen Wechsels zu verhaften kommt, um ihn in das Schuldgefängnis abzuführen. Paulinens Advokat hat die Sache besorgt. Der Graf bereitet sich seufzend vor, dem strengen Diener des Gesetzes zu folgen, als noch ein zweites Exemplar derselben Gattung erscheint, beauftragt vom Advokaten Elisens. Beide reißen sich um den Grafen, der sehr erstaunt ist, daß seine faulen Wechsel immer noch Liebhaber gefunden haben. Bei dem Lärm erscheint Napoleon, erfährt den Grund und entscheidet, daß beide Beamten den gleichen Anspruch hätten. Sie gehen demzufolge beide mit ihrer Beute ab, während der Kaiser entschlossen ist, etwas für den Bruder Leichtsinn zu tun, dem er sich seit gestern verpflichtet fühlt. — Da erscheint als Gratulant zum Josephinentag — Ludwig, der sich seufzend nach seiner Frau erkundigt. Um sie von Josephine zu trennen, gibt es nur ein Mittel, auf das Napoleon verfällt, da er Hortense für die gefährlichste Gegnerin seines Ehefriedens ansieht. Ludwig muß König von Holland werden — dann ist Hortense verpflichtet in ihrem Lande zu bleiben und so möglichst weit von Josephine entfernt. Und der Republikaner Ludwig entschließt sich denn auch die Krone anzunehmen, und entfernt sich, um seiner holden Gattin diese Neuigkeit mitzuteilen. Da erscheint Duperron freudestrahlend, in der Hand den Schmuck von Golconda, den ihm soeben die Georges wieder verkauft habe. Napoleon kann sich den Zusammenhang nicht recht erklären, läßt jedoch die Juwelen der Kaiserin überreichen, wobei der Juwelier noch einen schönen Profit macht. Gleichzeitig erfährt der Kaiser, wer hinter den Advokaten eigentlich stecke, die seinen Adjutanten soeben haben verhaften lassen, und gibt Duperron den Auftrag für ihn unter der Hand die Wechsel anzukaufen. Nun sieht er ein, daß Flahault durch sein Liebesgeständnis die Rache seiner Schwestern heraufbeschworen hat. Hortense, die mit ihrer Mutter nun auftritt, um sich für die Krone von Holland zu bedanken, stellt er die Bedingung, daß sie als Königin unter ihrem Volk zu verweilen habe, worauf Hortense, von ihrer eitlen Mutter selbst dazu gedrängt, auch eingeht. Doch Josephine findet es seltsam, daß sie noch in den Besitz des Schmuckes gelangt sei. Die Schwestern mit ihren Gatten kommen. Jede hält sich schon für die Königin

von Holland. Als sie erfahren, daß Flahault Gesandter daselbst werden soll, leider aber im Schuldturm sitzt, sind sie sofort bereit ihn für sich zu angeln und setzen ein Schreiben an ihre Advokaten auf, den Grafen unverzüglich in Freiheit zu setzen. Napoleon nimmt die Schreiben an sich, um sie besorgen zu lassen, die Aufschrift bestätigt Duperrons Mitteilung. Schadenfroh verkündet er dann, daß Hortense Königin wird. Eine zweifache Ohnmacht ist die Folge. Sie wollen die Briefe zurückziehen, aber Napoleon, der den Inhalt errät, gibt sie nicht mehr her. Während das Schwesternpaar noch bemüht ist Flahault in Paris zurückzuhalten, erscheint dieser selber, zum größten Erstaunen aller, selbst Napoleons, und verkündet, daß die Georges ihn selbst losgekauft habe. Nun ist sich der Kaiser über alles Verwunderliche sofort klar. Die Georges liebt den Grafen wirklich, dadurch wird aber seine eigene Absicht durchkreuzt. Das Staatsinteresse erfordert es daher, daß der Graf sofort als Gesandter abreist. Dieser aber will seine Braut nicht fahren lassen und bittet um seinen Abschied, falls der Kaiser auf seinem Willen bestände. Da interveniert Josephine. Sie hat wohl instinktiv geahnt, was in ihrem Gatten vorgegangen und wie sie zu ihrem Golcondaschmuck gekommen. Daher überreicht sie diesen als Brautgeschenk dem Grafen für die Georges; er solle sich sofort trauen lassen und mit ihr zusammen schon am nächsten Tage Paris verlassen. Dem Redakteur des Moniteur aber, der zu ihrer Aufklärung so viel beigetragen, läßt sie die allerhöchste Zufriedenheit des Kaisers ausdrücken; besonders habe ihm gefallen: „Der Gebieter der Welt im Ruhmesgewande" — worauf Napoleon resigniert meint, es sei nur gut, daß die Völker ihn nie im Hauskleide zu sehen bekämen.

Das Drama ist theatralisch wirksam, gehört daher in die erste Stufe. Ein Napoleondrama jedoch ist es nicht. An Stelle des Kaisers könnte jede beliebige fürstliche Persönlichkeit treten, ohne daß das Stück seinen Charakter änderte, das als Grundmotiv in mannigfachen Variationen den „betrogenen Betrüger" enthält. Wenn schon aus diesem Grunde kein aus sich selbst organisch entstandenes Kunstwerk, so widerspricht dem auch die in vielfältigen gezwungenen und an den Haaren herbeigezerrten Situationen sich offenbarende, allzu äußerliche und künstliche Konstruktion. Nicht wirkliches Leben sondern ein Rechenexempel sehen wir an uns vorüberziehen. Bemerkenswert ist das Drama jedoch als einziges beabsichtigtes Lustspiel im Gebiet des deutschen Napoleondramas.

Bald darauf wurde „Josephine Bonaparte" abermals als dramatischer Vorwurf gewählt, diesmal von einem schon erprobten süddeutschen Dramatiker, von **Karl von Heigel**[1]). Seine zeitweilige

[1]) „Josephine Bonaparte" von Karl von Heigel, Schauspiel in 5 Aufzügen. 1882. Münchener Theaterbibliothek Nr. 1. Hermann Lukaschik, G. Franzsche Hofbuchhandlung; München 1893.

Beliebtheit auf der Münchener Bühne verdankte das Drama dem ausgezeichneten Napoleondarsteller Ernst v. Possart. Das Stück spielt in Paris, Vincennes und Fontainebleau; die drei ersten Aufzüge im Herbst 1804, der vierte im Dezember 1809 und der fünfte im April 1814.

Der erste Akt führt uns in die Tuilerien. Man erwartet den ersten Konsul zu einer Gesellschaft. Seine beiden Brüder Louis und Lucien, sowie der Minister Talleyrand und der Mitkonsul Cambacérès nebst Coulaincourt haben somit Gelegenheit, sich über den Abwesenden nach Herzenslust auszusprechen – eine gebräuchliche Art zu exponieren. Während der schlaue Diplomat schon längst über die Pläne Bonapartes orientiert sein will, sind dem unfähigen Cambacérès die politischen Dinge höchst gleichgültig; er interessiert sich nur für sinnliche Genüsse. Die Brüder indessen und der Soldat Coulaincourt haben überhaupt keine eigene Meinung, sie pflichten dem abwesenden größeren Bruder in allen Stücken unbedingt bei. Die leise Musik, die bis dahin ertönte, verstummt. Der Korse tritt ein in Begleitung seiner Frau nebst Gefolge. Mit wenigen Strichen wird das gebietende Wesen des Gewaltigen gezeichnet, der in herrischer Weise kurz das Weiterspielen der Musik und eine hellere Beleuchtung anordnet. Er belobt seinen Minister wegen eines Aufsatzes im Moniteur, findet ihn nur zu zahm und äußert mit unverhohlener Deutlichkeit, zum großen Entsetzen des Diplomaten der alten Schule, seine englischen Invasionspläne. „Verschwiegen sei, wer auf glückliche Zufälle rechnet; ich unternehme nichts, ohne vorher alle Möglichkeiten genau zu erwägen und bin am Anfang meines Ausgangs gewiß.“ Man kommt auf die Kunst zu sprechen. Josephine schreibt die Kälte ihres Gatten gegen sie einer Nebenbuhlerin vom Theater zu und gibt ihrer Eifersucht in gehässigen Worten Ausdruck. Sie ahnt noch nicht, daß allein der Ehrgeiz ihren Gemahl von allen Zerstreuungen fern hält. Als Bonaparte dann in Staatsgeschäften abgerufen wird, schürt der zurückbleibende Louis, der offenbar mit Josephine verfeindet ist, ihre Eifersucht bis zum Äußersten, so daß sie, mit ihrer Freundin, der Frau von Remusat, alleingelassen in den Ausruf ausbricht: „Ich bin verraten!“ Sie ist fest davon überzeugt, daß die verhaßte Schauspielerin ihren Gatten hat abrufen lassen. Trotz der Warnung, nicht in die Gemächer Napoleons zu dringen, da der Konsul „schrecklich“ im Zorne sei, ist sie dazu entschlossen ihn zu überführen. Da tritt er selbst an der Seite seines Polizeiministers Savary heraus. Vor den Anwesenden erteilt er der Aufgeregten einen strengen Verweis: „An dieser Schwelle“ – die den Privatmann von dem Staatsbeamten scheidet – „wird mein Wunsch auch für Sie Gesetz“. Er berichtet von der gegen ihn gerichteten Verschwörung, und während Josephine sich noch nicht von dem Entsetzen über die Gefahr, der der geliebte

Gatte soeben entronnen ist, erholt hat — erklärt Napoleon von seinem politischen Standpunkte aus das vorbereitete Attentat für eine günstige Gelegenheit, um mit England zu brechen. Allein mit Josephine, die sich über seine Kälte beklagt, während er doch früher sein ganzes Glück in ihr erblickte, antwortet er verächtlich: „ehedem —", so daß sie ganz unwillig abwehrt: „Sie werden mich wirklich noch überreden, daß mein Stolz auf Ihren Ruhm und meine Zärtlichkeit für Sie eine Empfindung seien". „Dem ist so" seine Erwiderung, denn bei ihm fällt tatsächlich schon Ehrgeiz und Liebe zusammen. Macht ist ihm das Ziel. „Macht ist alles". — In der Schlußscene erscheint der gesamte Hof des ersten Konsuls mit den Gesandten der fremden Mächte. Während eben noch vor den Anwesenden der Konsul seiner Frau Schmeicheleien über ihre Toilette sagte, so daß dieser vor Freude über das gänzlich veränderte Verhalten des Gatten die freudige Röte das Antlitz zu färben beginnt — wendet sich Napoleon ganz plötzlich an den englischen Gesandten und überschüttet ihn mit den heftigsten Schmähworten, da seine Regierung die Mörder unterstützt habe. Und während noch alle in tiefster Bestürzung über diese Drohungen verharren, die einer Kriegserklärung gleichkommen, wendet er sich vollkommen verändert an seine Gäste: „Sie zittern ja Madame, Sie halten mich wohl für sehr ergrimmt?" . . . und ironisch gibt er die Erklärung: „Den Affekt zeige ich um des Affektes willen, meine innersten Gedanken behalte ich für mich." — Der zweite Akt: Am Abend in einem Zimmer des Schlosses zu Vincennes. Josephine plaudert harmlos mit ihrer Freundin, der Frau von Remusat und erwähnt beiläufig, daß deren Bekannter, der Herzog von Enghien als Gefangener eingebracht worden sei. Gefahr sei aber für den Gefangenen wohl nicht vorhanden, da Coulaincourt, ein persönlicher Freund Enghiens, mit der Verhaftung beauftragt gewesen wäre. Er hätte sich sonst sicher geweigert diesen Auftrag auszuführen. Auf dringendes Bitten der Freundin willigt sie jedoch ein, den Konsul für Enghien um Gnade zu bitten. Auch Hortense hat sich durch das draußen tobende Unwetter abhalten lassen. Sie erscheint bei der Mutter, um für den Herzog bitten zu können. Aber schon regt sich in Josephine, die ihren Gatten heftig angegriffen sieht, die stolze Liebe für ihn. „Ist ein Bonaparte unter den Richtern?", und als man ihr härter zusetzt, sucht sie dessen Verhalten zu erklären und ihn in Schutz zu nehmen: „Die Teilnahme der Bourbons am Komplott ist erwiesen. Also trachten sie Napoleon nach dem Leben." Auf inständiges Drängen erklärt sie sich dennoch bereit für den Prinzen zu bitten, und allein will sie ihm entgegentreten. „Warum sollte mir Napoleon heut sein Herz verschließen, an das ich noch nie vergeblich pochte. Ach, mein schüchterner Bewunderer" — so erklärt sie ihre Zaghaftigkeit — „ist nicht nur der Gebieter Frankreichs, er ist auch

mein Herr geworden, und nur noch zaghaft stelle ich seine Liebe auf die Probe". Nur aus Liebe zu ihm will sie für den Herzog bitten, denn diesen töten hieße die Rache Europas herausfordern. Napoleon tritt ihr entgegen. Kühl setzt er ihr seine Gründe auseinander. Es handele sich um den ersten Platz in Frankreich. Er hat richtig gerechnet. Die Eitelkeit Josephinens siegt. „Sie sind unerbittlich", weiß sie nur zu antworten. Auch die beiden anderen Frauen erscheinen jetzt. Napoleon weicht ihnen jedoch aus. Im Schachspiel scheint er den Damen eine versöhnliche Stimmung zu zeigen, so daß sie für den Prinzen wieder neue Hoffnung schöpfen. Da wird der Konsul durch eine wichtige Meldung abgerufen. An seiner Stelle erscheint sein Bruder Louis, bei dem die Charaktereigenschaften Napoleons nach der brutalen Seite hin offen zutage treten. Ihm macht es ein grausames Vergnügen, den Frauen alle Illusionen in bezug auf Enghien zu nehmen. In diese ungewisse Stimmung fällt jäh die Meldung Coulaincourts, der in der größten Erregung das Zimmer betritt. „Enghien wird heute Nacht erschossen!" Er muß den Konsul sprechen. Napoleon soll ihm seine Ehre wiedergeben, ihm, der seinen Wohltäter selber verhaftet hätte in dem Glauben, daß das Kriegsgericht den Unschuldigen unbedingt freisprechen müsse. Er brüskiert Louis, der von einer Schuld des Herzogs sprechen will, und will vom Konsul Rechenschaft verlangen für den ihm angetanen Schimpf, als Mann vom Manne. Da horcht Josephine auf. Für ihren Gemahl ist Gefahr im Verzuge und dringend beschwört sie Coulaincourt, ihren ehemaligen Bewerber, um seiner früheren Liebe willen in dieser Verfassung nicht mit dem Konsul zu sprechen, da sie sonst ihn, den Freund verlieren müsse. Er verspricht es. (Was durch diesen Zug die treue Gattin, „Josephine" gewinnt, das geht der Gestalt „Napoleons" verloren, der hier augenscheinlich nur durch das Dazwischentreten seines Weibes vor einer Niederlage bewahrt wird). Auch Talleyrand und Cambacérès finden sich ein, um den eben die Scene wieder betretenden Konsul vor einem Mißgriff zu warnen. Aber stolz erwidert er ihnen: „Wer ein Heer über die Alpen geführt, darf auch über einen Herzog hinweg zu neuen Taten schreiten". Da wird die Gemahlin des Verurteilten gemeldet. Napoleon erkennt die Hand Coulaincourts und braust auf: „Sie sind und bleiben ein Weiberknecht". Und wieder greift Josephine ein, um eine heftige Auseinandersetzung zu verhüten. Die unglückliche Prinzessin erscheint. Sie verlangt nicht Gnade, wie man es von ihr erwarten sollte, sondern im Gefühl der Unschuld ihres Gemahls ihr Recht. Diese stolze Sprache ist geeignet Josephine zu kränken, die anfangs auf seiten der Unglücklichen steht. Und als ihr endlich der Triumph wird, die Stolze vor ihrem Gatten knieen und um Gnade flehen zu sehn, knattert draußen eine Gewehrsalve — es ist zu spät. —

Dritter Akt. Wir befinden uns im Empfangssaal in den Tuilerien. Es ist der Krönungstag. In einem längeren Monologe entwickelt Talleyrand seine Ansichten. Es sind dieselben, die auch Bonaparte hat, aber: „Nur die bewaffneten Propheten tragen den Sieg davon". Nur etwas kann der Schwarzzähnige nicht verstehen. „Sie sind in den heidnischen Tagen ohne Priester getraut — anstatt nun aus dieser Tatsache Nutzen zu ziehen . . . läßt er sich heute in aller Heimlichkeit und Stille mit der Kreolin trauen". Der Gewissenlose kann diesen Zug von Menschlichkeit beim Imperator nicht verstehen. Nach Scenen, die den sich einfindenden Adel charakterisieren, wird Coulaincourt mit Napoleon zusammengeführt. Das kaum Glaubliche geschieht, der Imperator gewinnt den geraden Soldaten wieder für sich, indem er ihm vorstellt, daß er als Gefühlsmensch ihn zwar vor der Welt rechtfertigen müsse. Aber das hätte keinen Zweck. Seine Person müsse untadelhaft dastehen, denn er sei für Frankreich Reichtum und Krieg. Aber noch ist in ihm nicht alle Menschlichkeit unbedingt der Staatsraison unterworfen. Mit harten Worten weist er den cynischen Louis zurecht, der ihn bereden will den Bund mit Josephine zu lösen. Die Staatsraison schließe Dankbarkeit nicht unbedingt aus. — Aber der erste Schritt ist schon getan auf dem abschüssigen Wege. Der Held hat selber die Einheitlichkeit seines Charakters zerstört. Um den Zwiespalt zu beseitigen, muß er entweder nach der einen oder der anderen Seite ausbiegen. Er wählt die andere, wo Politik allein das entscheidende Wort spricht, der er zu folgen begonnen. — Während er Coulaincourt noch weitere Geständnisse macht, erscheint die freudetrunkene Josephine: Wenn ihr vom Himmel die Wahl gestellt würde auf diese Stunde gegen ein langes Leben in bescheidenem Glück zu verzichten, oder nach ihr zu sterben, ohne Besinnen würde sie bitten: „Nur diese Stunde noch". Und der Kaiser: „Nur diese? — Nein, mir bietet sie nicht Genüge". Dann folgt die packende Huldigungszeremonie, in der der Cäsar seine Generale mit sich fortreißt: „Kameraden, ich denke die Welt mit Euch zu erobern, erobern wir sie!" — Der vierte Akt spielt nach einem Zwischenraume von vier Jahren. Wir sind in Fontainebleau. Die Schlachten in Deutschland sind geschlagen; der Cäsarenwahnsinn ist gestiegen. Ihm muß der letzte Rest menschlichen Gefühls weichen — Napoleon wartet ungeduldig auf die Kaiserin. Die Ehescheidungsakte, die der ewig lächelnde Talleyrand bei sich führt, harrt der Unterzeichnung. Inzwischen fühlt sich der Cäsar, dem Auditorium zuliebe, in einem längeren Monologe veranlaßt, sich über den Umschwung seiner Absichten zu erklären. Er will die Weltherrschaft Die Welt aber spottet seiner Ehe. Er muß sich zum ersten Male beugen vor diesem „Moloch", der Tradition. Er zermalmt zwar ihr Herz, aber um seiner Zwecke willen hat er Nationen zermalmt.

Nur der Verstand darf sprechen, nicht das Herz. Nichtsahnend, jubelnd erscheint Josephine, um den heimgekehrten Gatten zu begrüßen. Sie bemerkt seine Einsilbigkeit und schreit plötzlich auf: „Scheidung". Etwas muß sie also doch gemerkt haben. Während sie noch fassungslos, keines Wortes mächtig, dasteht, ergreift Hortense die Partei der Mutter und überschüttet Napoleon mit den lange unterdrückten Vorwürfen. Doch vergeblich prallt alles an dem gänzlich Verwandelten ab. Kalt widerlegt er jeden Punkt mit Gründen der Politik. Und da entsagt Josephine, hoffnungslos: „Wann befiehlst Du mir Paris zu verlassen." Trotzdem Napoleon plötzlich zur Einsicht kommt: „Ach, Ihr Guten seid die wahren Eroberer", ändert dieses weinerliche Geständnis nichts an dem ganzen Plane. Josephine löst das Diadem aus ihren Haaren: „Das Heil kam von der Dornenkrone". Das Schicksal hatte ihr die Frage des dritten Aktes gestellt. — Nun hat sich der Kaiser von seinem guten Sterne getrennt, der fünfte Akt kann uns nur die Folgen dieser Trennung bringen; sie müssen tragisch sein. Daher finden wir den Imperator im April 1814 in Fontainebleau, während die Verbündeten in Paris einziehen. Das Schicksal hat sich erfüllt. Alles verläßt ihn. In wilder Verzweiflung will er zum Gift greifen — da erscheint Josephine. Todkrank hat sie sich von ihrem Krankenlager erhoben und ist auf die Kunde von seinem Unglück zu ihm geeilt. Sie entwindet ihm den Giftbecher und zwingt den Trotzigen zum Schwersten, um seines Sohnes willen die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. Dann folgt ein rührender Abschied von den Grenadieren der Garde.

Unstreitig haben wir es mit einem theatralischen Stücke zu tun. In dramatischer Hinsicht dagegen kann es größeren Ansprüchen nicht genügen. Der spiritus rector ist nicht der Held, sondern das Schicksal. Solange Josephine da ist, ist auch das Glück da, mit ihr scheidet auch dieses. Das ist der Gedanke, der den äußerst lockeren Zusammenhang zwischen den Akten herstellt. Von einer strengen dramatischen Notwendigkeit der Geschehnisse kann unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Jeder Akt, besonders die ersten, ist ein kleines, geschicktes Drama für sich. Bonaparte ist nicht nur als Tyrann, sondern auch von seiner menschlichen Seite gezeichnet. Er scheint zwar innerhalb der einzelnen Akte die Handlung zu bestimmen, innerhalb des ganzen Dramas jedoch ist er nur ein durch den Willen des Dichters umhergeschleuderter Spielball. Er spricht so, weil es der Dichter so will, nicht weil er so sprechen muß. Das tritt besonders klar zutage im vierten Akt, wo sich Napoleon durch einen Monolog gleichsam entschuldigt, daß er jetzt einmal anders handeln will, als in den drei Akten vorher. Ohne diesen Monolog, durch die vorhergehende Handlung allein, würde man gar nicht begreifen, woher der Plan zur Scheidung auf einmal herkommt. All die Momente, die

zur Scheidung führen mußten, bestanden ja auch schon früher, wie Hortense richtig bemerkt. Napoleon und mit ihm der Dichter bleiben uns darauf die Antwort schuldig. Dieser eine Monolog, ein undramatisches Hilfsmittel also, stützt das ganze Stück, denn an dieser Stelle tritt der Umschwung ein, beginnt das Unglück. Ein formvollendetes Drama ist Heigels „Josephine" nicht.

Sechs Jahre nachher begegnet uns auf der Bühne eine neue Josephine. **Karl Bleibtreu**[1]), dem der Napoleonstoff durch seine mannigfachen Veröffentlichungen als Roman, als Epos und als Drama durchaus geläufig war, hatte jetzt das „Schicksal" geschrieben. Das fünfaktige Prosadrama spielt während der ersten drei Akte in Paris im Jahre 1796. Napoleon ist Brigadegeneral a. D. Hier beabsichtigt Bleibtreu offenbar eine Ergänzung Heigels, die im ganzen trefflich gelang. Der vierte und fünfte Akt in Paris 1809 und in Malmaison 1815. Eine genaue Trachtenangabe erleichtert die äußerliche Wiedergabe der dichterischen Auffassung. — Erster Akt. Der Konvent gibt im Hause der schönen Josephine ein Fest; an dem der Kriegsminister Carnot und der Präsident Barras teilnehmen. Während sich draußen in der Stadt ein Volksaufstand vorbereitet, die Truppen in Alarmbereitschaft sind, wollen sie zeigen, daß sie keine Angst haben. Barras, der Machthaber, der um kein Haar besser ist als die Schreckensmänner von früher, wird von den Weibern und darunter hauptsächlich von Josephine vollständig beherrscht. Auf Betreiben des in dieser Gesellschaft verkehrenden Schauspielers Talma ist auch Bonaparte geladen, um bei dieser Gelegenheit seine Pläne für Italien und die Türkei, mit denen er schon lange den Behörden lästig fällt, durch Protektion der Machthaber ausführen zu können. Er kennt die Gastgeberin nicht, doch er verachtet sie, die allgemein als die Geliebte des Barras gilt. Durch sein Fachwissen setzt er den jungen Offizier Murat in Erstaunen und als es ihm endlich gelingt den Kriegsminister zu sprechen, da wendet dieser sich ab, weil er zuviel Widerspruchsgeist hat und verweist ihn an Barras. Josephine ist Zeugin dieses Auftrittes gewesen. Sie beginnt sich für den dürftig gekleideten General mit der finsteren Miene zu interessieren und redet ihn an. Während des von Napoleons Seite nur einsilbig geführten Gespräches gibt sie sich als Herrin des Hauses zu erkennen, die bei dem Präsidenten für ihn wirken wolle. Doch er weist eine solche Protektion schnöde zurück. Kurz darauf hat er Gelegenheit mit Barras zusammenzutreffen. Doch dieser hört ihn nicht einmal an. Da bricht in der Stadt der Tumult los. Kanonenschläge blitzen. Alles verliert den Kopf. Niemand weiß in dem Durcheinander die

[1]) Karl Bleibtreu: Schicksal, Schauspiel in fünf Akten. 1889. In den dramat. Werken, Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich.

richtigen Befehle zu geben. Nur der kleine Korse bewahrt eine unheimliche Gelassenheit. Aber er ist ja nur ein kalt gestellter General, und höhnisch lacht er auf. — Der zweite Akt führt uns in eine Sitzung im Konventssaale. Der zitternde Barras wartet vergeblich auf Nachricht vom Aufstande. Eine schwüle Spannung lagert über den Versammelten. Auf der Gallerie erscheint Josephine. Ihr ist Bonaparte gefolgt, von einer dunklen Leidenschaft getrieben zu dem Weibe, das er am Abende vorher so brutal verletzt hat. Er bleibt im Schatten einer Säule stehen und verschlingt mit den Augen die Gestalt der schönen Witwe, die sich bei seinem Anblick wohl kaum noch seiner erinnere. Inzwischen hat sich das Gerücht verbreitet, das Militär ziehe sich vor den Pöbelhaufen zurück. Der Konvent, der sich der Volkswut preisgegeben sieht, ist empört. General Menou wird vor der Versammlung angeklagt und abgesetzt. Aber wer soll den Aufstand niederwerfen, es ist kein General in Paris. Der Ehrgeiz des oben Stehenden flammt bei diesen Beratungen auf. Er hat keine Augen mehr für die berückende Schönheit der Beauharnais, gespannt horcht er zu und mit lauter Stimme verkündet er, er wolle die Führung der Truppen übernehmen. Man berät zweifelnd, ob man ihn wählen soll. Wegen Insubordination sei er seinerzeit abgesetzt worden. Da hält er eine markige, flammende Rede. Der Konvent ist hingerissen; man erinnert sich an seine Verdienste von Toulon; er wird gewählt. Josephine, sein Schicksal, dem er blindlings und ahnungslos in den Konvent gefolgt, gratuliert ihm als erste. Sie bittet für den unglücklichen Menou. Er erfüllt ihre Bitte und über die Köpfe des Konvents hinweg gibt er, der Herr der Situation seine Befehle, die die Tuilerien in befestigten Zustand versetzen. — Wie nahe lag die Gefahr aus der selbstherrlichen Gestalt Napoleons durch Josephine eine aufgezogene Gliedergruppe zu gestalten. Der Dichter hat die Gefahr vermieden. Zwar werden die äußerlichsten Bedingungen durch die Beauharnais geschaffen, sie selbst dagegen verhält sich vollkommen passiv, so daß es noch der Tat bedurfte und diese ging ganz allein von dem Helden selbst aus. Das Vorbild Grabbes lieferte den äußerst glücklichen Schlußeffekt des zweiten Aktes, die plötzlich hervorbrechende zielbewußte Energie nach den bangen Stunden der Schlaffheit, wie sie uns in dem Befehle über Befehle erteilenden General fast handgreiflich vor Augen geführt wird. — Der dritte Akt führt uns in das äußerst dürftige Zimmer des Siegers vom Tage vorher. Er selbst wartet ungeduldig auf Nachricht vom Konvent. Ins Fenster hineingeworfen erhält er Drohbriefe, eine Gelegenheit, die ihn nur seine Kaltblütigkeit zeigen läßt. Er macht sich auch nicht das geringste Gewissen wegen des vergossenen Bürgerblutes. Da naht Talleyrand, eben erst Minister des Auswärtigen. Er bringt ihm die Ernennung zum Brigadegeneral, zugleich aber den Befehl,

sich aus Paris zu entfernen, weil er durch seine Kartätschen den Konvent kompromittiert hätte. Das fehlte dem Korsen gerade noch. Er braust auf und wird bleiben, denn er ist der Herr. Talleyrand lenkt ein und entfernt sich. Nicht lange darauf erscheint Josephine, um sich bei ihm persönlich dafür zu bedanken, daß er ihrem kleinen Sohne in den ersten Scenen des Aktes eine Herzensbitte erfüllt hätte, indem er ihm erlaubt hatte, den requirierten Degen seines Vaters aus dem Arsenal zu holen. Zugleich will sie ihn zu sich einladen. Er jedoch geht nicht, weil er nicht mit der Geliebten Barras zusammen sein möchte. Und leidenschaftlich flammt er auf, er liebt sie. Sie weist seine Vorwürfe weit von sich. Nie sei sie das gewesen, für die er sie hielte. — Die Verwandlung führt uns in den Salon des Präsidenten Barras, wo soeben Josephine dem Machthaber mitteilt, daß sie den kleinen General zu heiraten gedenke. Sie beschwichtigt den Eifersüchtigen damit, daß es ja in seiner Hand liege, den Nebenbuhler durch ein Kommando in Italien los zu werden. Barras tappt in die Falle. Bonaparte erhält den Oberbefehl. Die Trauungsceremonien werden sofort vorgenommen, während man Josephine allgemein bedauert, daß sie nur einen General zum Gatten erhält, der nichts hat, und da sie doch ein viel glänzenderes Geschick haben könnte. Aber sie glaubt an den von ihr Erwählten. — Bis hierher ist die Handlung einheitlich und straff durchgeführt. Der geringe zeitliche Abstand der einzelnen Akte begünstigte die dramatische Komposition. Nun aber gibt der Dichter seine besten Karten aus der Hand. Zu dem Gefühl des Unbehagens, das uns befällt, indem wir sehen wie am Schluß des dritten Aktes das Genie Napoleons sich nur durch Josephinens Verwendung entfalten kann, kommt noch der Umstand, daß der Dichter seiner freien Erfindung Zügel anlegen muß, und aus dem Märchenwalde der Phantasie hinaustritt in die sonnengetränkten Gefilde der Geschichte. Der freie sprudelnde Gebirgsbach gelangt in das wohl eingedämmte Bett des oft befahrenen Stromes. Ein größerer zeitlicher Abstand soll uns als Kitt für diese beiden schlecht passenden Stücke dienen, er dient aber nur dazu, in uns die Empfindung eines klaffenden Risses zu verstärken. — Der vierte Akt spielt im Jahre 1809 in einem Festsaale der Tuilerien nach der Schlacht bei Wagram. Wir befinden uns in einer glänzenden Festversammlung. Napoleon mit Josephine auf dem Cäsarenthron wird von Talma in überschwänglichster Weise andeklamiert. Er gewähre der Welt den Frieden und beherrsche die Geschicke der ganzen Welt. Nach einer Brüskierung des preußischen Militärattachés, die an Heigel Akt I erinnert, werden der Österreicher und Russe warm empfangen. Besonders dem Österreicher wird angedeutet, daß sich der Imperator noch enger mit dem österreichischen Kaiser zu verbinden beabsichtige. Josephine ist bei dieser

Bemerkung sichtlich zusammengezuckt. Nachdem sich dann der ganze Hofstaat entfernt hat, wird durch Talleyrand die Ehescheidungsakte verlesen, in die Josephine tonlos einwilligt, da sie ihm keinen Sohn hatte schenken können. Aber sie war sein Stern, sein Gewissen. Nach einer stürmischen Scene mit Mme. Lätitia, die durchaus nicht mit dem Vorgehen ihres Sohnes einverstanden ist, worin uns der Imperator unter dem mütterlichen Pantoffel vorgeführt wird, kommt Napoleon zuletzt noch allein mit Josephine zusammen. Unter Tränen verabschiedet sie sich von ihm. Sie will ja alles tun, wenn er sie nur noch liebt und wenn er glücklich ist. Das ist er nun zwar nicht, aber er mag auch die alten Erinnerungen nicht wieder wachrufen, noch weniger an die Möglichkeit seines Falles denken. Der Cäsarenwahnsinn bricht bei ihm aus. Er berauscht sich an seiner großen Zukunft und verläßt seinen Stern, der ihm Glück gebracht. — Unvermittelt, dramatisch wenig motiviert ist die Ehescheidung vollzogen. Der Schluß muß uns nun die Sühne auf alle Fälle bieten, die ebenso unvermittelt uns vor Augen geführt wird. — Der fünfte Akt spielt 1815 im Park von Malmaison. Bonaparte verabschiedet sich von dem Grabsteine Josephinens. Alle sind ihm untreu geworden, nur ihr Sohn, Eugen Beauharnais, hat für ihn gekämpft bis zum letzten Augenblick, bis er fiel. Napoleon erkennt die Nichtigkeit des Lebens, aber trotz der Ströme von Blut hat er doch etwas Gutes geschaffen, indem er die faulende Welt aufgerüttelt hat. Er „fuhr über die Erde hin auf seinem fahlen Renner wie der Todesengel der Apokalypse, er riß die Schollen auf, eine brennende Pflugschar für den Samen der Zukunft." Dann kommt der Abschied von seinen Grenadieren, die er weinerlich bittet neben dem Andenken an ihn auch das der Kaiserin Josephine zu bewahren. „Der Ruhm ist erhaben, aber erhabener ist die Liebe. Lebewohl Mutter!" Dann fällt der Vorhang. - Dem Autor ist auf der Hälfte des Weges der Atem ausgegangen. Nach dem dritten Akt klafft eine gewaltige Lücke. Nachdem Bleibtreu in geradezu tadelloser Steigerung und mit einer in unserer Literatur kaum erreichten realistisch-dramatischen Kraft den Aufstieg Napoleons bis zu seiner Vereinigung mit Josephine mit Meisterhand entwickelt hat, tritt ganz unvermittelt im nächsten Akt der vollständig fertige Entschluß der Scheidung hervor, ohne daß jemand erfährt, wie Napoleon zu diesem Entschlusse kommt. In dem sehr kurzen fünften Akte endlich ist der ganze dramatische Charakter des Imperators, wie er uns zuerst vorgeführt wurde, gänzlich zerstört. Der untätige Philosoph Napoleon kann uns nicht mehr ergreifen oder unser menschliches Mitgefühl erregen.

Während Bleibtreus Drama in den beiden letzten Akten mit der Geschichte engere Fühlung nahm und daran gescheitert ist, hat die

„Josephine" von **Hermann Bahr**[1]) diesen Mißstand zu vermeiden gesucht. Der Vorwurf dieses Spiels ist der italienische Feldzug, worin die Legende ihr weites Feld gefunden hat und der Dichter einen freien Spielraum für eine beinahe kaum gezügelte Phantasie. Aus der Vorrede zur Buchausgabe geht hervor[2]), daß das Drama der erste Teil einer Trilogie werden sollte: „wie aus dem Träumer ein Held wird". Im übrigen denke man sich das Ganze im Wiener Dialekt gesprochen. Doch sehen wir zu: Erster Akt. In der Wohnung Josephinens. Josephine, Bonapartes junge Gattin, kokettiert mit Barras. Sie macht ihm alle möglichen Hoffnungen, wenn er, der Machthaber, Napoleon zur Armee nach Italien sende. Im Grunde ist sie eine eitle Frau, die Napoleons Bedeutung erkannt hat, ihn deswegen geheiratet hat, damit durch ihn auch äußerlich ihr Ehrgeiz befriedigt würde. Ihr Gatte ist jedoch augenblicklich ganz in ihren Banden und hat für sie allein noch Gedanken. Auf Barras ist er rasend eifersüchtig und macht seiner jungen Frau deshalb eine furchtbare Scene. Nach Italien will er schon garnicht, da er fürchtet, seine Frau würde ihn während seiner Abwesenheit betrügen. Sie aber läßt nicht nach und bringt ihn dazu, ihr zu schwören, daß er berühmt werden würde. Kaum hat er das getan, so nimmt sie ihn beim Wort. Schon am nächsten Tage soll er nach Italien gehen. Vergebens warnt sie Bonaparte, sie solle nicht etwas in ihm wecken, wovor er sich selbst fürchte, das er längst entschlafen glaube. Josephine besteht jedoch auf ihrem Willen, er soll es ihr zu Liebe tun. Nun steht auch der Entschluß dieses Weichlings fest. Noch an demselben Tage läßt er seine Koffer zur Abreise packen. — Der zweite Akt führt uns in ein Zimmer in Italien. Bonaparte schläft, trotzdem draußen die Schlacht tobt. Wahrlich ein wunderlicher Feldherr. Eine Ordonnanz vom Schlachtfelde wird vom Burschen garnicht vorgelassen. Dieser hat den strengen Befehl erhalten den General erst dann zu wecken, wenn der Kurier aus Paris mit Briefen von seiner Frau angelangt ist. Das ganze Geheimnis des Feldherrngenies Napoleons besteht nämlich darin, daß ihm seine Frau nicht schreibt, und er an den Feinden seinen Grimm ausläßt. — Als der General erwacht und von der gefährlichen Stellung der Armee hört, berührt ihn das kaum. Immer nur fragt er nach dem Kurier und faselt von seinem Weibe, das ihn in Paris hintergeht, während er die Armee draußen kämpfen läßt, wie sie Lust hat. Endlich kommt der Kurier und bringt nur drei Zeilen von seiner Frau. Bonaparte wütet. Er beschimpft seine Gattin vor den Augen ihres Sohnes Eugen, der ihm seinen Degen vor die Füße wirft. In-

[1]) Hermann Bahr: „Josephine". Ein Spiel in vier Akten. Berlin, S. Fischer, 1899.

[2]) S. XII.

zwischen sind die Truppen bis an das Häuschen des Generals zurückgewichen. Nun erst ermannt sich Napoleon. Eugen wird ebenfalls schnell umgestimmt und beide stürmen in das Freie. Das allein genügt schon, um die Feinde vollständig in die Flucht zu schlagen. — Dritter Akt. Die Generalin Josephine ist nach Mailand gelockt worden. Ihr Gemahl konnte es ohne sie nicht mehr aushalten und hat ihr Wunderdinge von Klima und schöner Gegend berichtet. Sie aber ist höchst enttäuscht, da sie ihre Pariser Bequemlichkeit vermißt. Gegen ihre luxuriöse Garderobe sticht merkwürdig der zerfetzte Zustand der Soldaten ab, die nur teilweise bekleidet einhergehen. Der Oberst z. B., den ihr Napoleon gesandt hat und der ihr bis zur Ankunft des Generals behilflich sein soll, trägt deshalb einen Mantel in der Hitze, weil er darunter bloß noch ein Hemd hat. Das hindert Josephine jedoch nicht nach ihrer Gewohnheit, wie eine echte Messaline, mit dem armen Teufel zu kokettieren, so daß dieser garnicht weiß, wie ihm eigentlich wird. Dann erscheint, ihr sehr ungelegen, der General. Das Volk jubelt ihm auf den Treppen zu. Er aber hat nur Augen für seine Frau. Den alten österreichischen Gesandten, der zu seiner Begrüßung erschienen, läßt er stehen. Seine Frau ist ihm wichtiger als der Kaiser. Jetzt spricht er nicht mehr, wie im ersten Akte, von seiner wüsten Insel, wo sie beide allein wohnen wollen, sondern von seinen Siegen, daß er ganz Italien erobert habe. Als Siegeszeichen überreicht er ihr eine eroberte Fahne. — Josephine ändert plötzlich ihr ganzes Betragen. Sie ist nun ganz die liebende Frau ihres Gatten. Schroff weist sie den Obersten, den sie eben erst an sich gelockt, und der nun die Erfüllung ihres Versprechens erhofft, von sich. Von den Soldaten zieht sie halb gewaltsam ihren Gatten fort, da sie ihn allein besitzen will. — Der vierte Akt führt uns wieder in die Tuilerien. Alles hat sich sklavisch dem Willen des Konsuls beugen müssen, auch Josephine. Als Frau des Konsuls muß sie Musik und Anstand lernen. Historisch war das vielleicht gerade umgekehrt. Aber die geborene Marquise ist von dem Autor von vornherein etwa wie eine Wiener Kellnerin aufgefaßt, und so wird man auch diese Unwahrscheinlichkeit passieren lassen müssen. — Jedenfalls zittert das ganze Personal, wenn man draußen das Herausrufen der Wache hört, das die Ankunft des Konsuls verkündet. Alle sind mit dem steifen Zeremoniell unzufrieden. Sein ehemaliger Diener spricht traurig aus: „Wir sind zu nobel geworden". Am meisten schmerzt es Josephine, daß ihr Gatte jetzt für sie gar keine Zeit mehr hat. Sie will sich die Liebe ihres Gatten durch einen Liebestrank verschaffen. Die geeignete Persönlichkeit findet sich auch bald in einer ordinären Person, der Exmarketenderin Larose, die aus „Freundschaft" der Frau des ersten Konsuls den Trank bereiten will. Dieser Kartenkünstlerin entsprechend ist auch

das geistige Niveau der ganzen Umgebung Josephines, die mit ihrer Kammerzofe und dem früheren Burschen des Generals, jetzigem Gouverneur der Tuilerien, auf dem vertrautesten Fuße verkehrt. Da erscheint Bonaparte. Alles nimmt eine möglichst steife Pose ein. Der Konsul aber hält es nicht unter seiner Würde die ihm nicht genügend zeremoniellen Bewegungen der Türsteher durch sofortiges Exerzieren unter seinem Kommando zu verbessern. Als sich dann Josephine über seine Liebloſigkeit und Teilnahmloſigkeit beklagt, da begreift er garnicht, was sie denn eigentlich von ihm wolle. Die einsame Insel paßt ihm jetzt nicht mehr für einen Mann, der vernünftig geworden ist, so vernünftig, daß er sich vom Schauspieler Talma ein Privatissimum in Anstand und würdevoller Haltung geben läßt, um die ihm noch fehlenden Manieren möglichst rasch zu ergänzen. So erlernt er denn die ihm am besten stehende historische Pose: die rechte Hand zwischen die Knöpfe des Oberrocks oder der Weste geschoben, — womit er auf die ganze Welt einen gewaltigen Eindruck macht, nur nicht auf seine Frau, die ihn plötzlich bei diesen „historischen" Übungen überrascht. Aber ein Mittel, seiner eigenen Frau zu imponieren, weiß auch Talma nicht. Damit schließt der vierte Akt dieses „Heldenstücks", dessen versprochenen Fortsetzungen man, wie Holzhausen treffend bemerkt, nicht ohne Befürchtung entgegenzusehen vermag.

Rein theatralisch betrachtet ist eine Aufführung dieser unfreiwilligen historischen Parodie auf der Bühne immerhin denkbar. Dramatisch dagegen fehlt dem Erzeugnisse der Bahrschen Muse die strenge Geschlossenheit. Die vier Akte sind vier lose zusammenhängende Feuilletons. Die ernsthafte Lösung eines Problems in Form eines Kunst-Dramas ist hier garnicht beabsichtigt. Wenn es nur für einen Augenblick prickelt! Zum Nachdenken über die ganz ungeheuerlichen Unwahrscheinlichkeiten darf man nicht kommen. — Was den Charakter des Generals Bonaparte anbetrifft, so ruft schon der österreichische Gesandte im dritten Akte verwundert aus: „Und das ist der General Bonaparte! Ich habe ihn mir doch eigentlich anders gedacht". Und so ist es denn auch in der Tat. Von einem Napoleon, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, merken wir garnichts. Der auf der Bühne herumhantierende General Bonaparte ist weder ein General noch ein Bonaparte, sondern eine beliebige Person. Wenn es dem Autor gefallen hätte, ihn Gustav Wasa oder den großen Kurfürsten zu nennen und die Gegenden etwas umzutaufen, die Unwahrscheinlichkeit der Handlung wäre dadurch nicht vermehrt worden. Die pikanten Situationen kommen jedoch einem gewissen Zeitgeschmacke entgegen und aus diesem Gesichtspunkte allein kann man sich überhaupt erst eine mehrmalige Aufführung des Stückes erklären.

Ein anderes Josephinendrama von **Carry Brachvogel** und **Oskar Mysing** [1]): „Der kommende Mann" behandelt in Prosaform die Zeit kurz nach der ägyptischen Expedition, den Staatsstreich Bonapartes im Jahre 1799, durch den dieser erster Konsul wird. — Der erste Akt führt uns in den Luxembourg auf ein Ballfest. Wir finden die Marquise Estelle von Contades, eine überzeugte Royalistin, in einem kleinen Boudoir im Gespräch mit der jungen Alice von Cedrillac, deren Vorliebe für Politik die ältere Freundin auf ein geheimes Liebesverhältnis zurückführt. Man kennt aber nicht den Gegenstand und rät auf eine unglückliche Liebe zu etwa einem der Räubergeneräle. Schon eine aus dem vornehmen Kreise hätte einen solchen Briganten geheiratet, wie das Beispiel der Bonaparte bewiese. Man mokiert sich über das Verhältnis der Generalin zu Barras, die in Abwesenheit ihres Mannes sich immer an den Machthaber des Direktoriums, ihren früheren Liebhaber, heranzudrängen versuche. Von Siegen des Generals selbst höre man nur spärlich und ist darüber erfreut, da die Lage der Royalistenpartei dadurch günstig geworden sei. Die Nachricht verbreitet sich, daß Bonaparte Ägypten verlassen hätte. Das beunruhigt die royalistische Gesellschaft, deren Haupt die Marquise ist. Diese hat eine Unterredung mit dem englischen Agenten Mr. Elton, dem sie schon vorher für den englischen Premierminister die Mitteilung von der bevorstehenden Abreise Bonapartes nach Frankreich hat zukommen lassen mit der geheimen Aufforderung, ihn schon in Ajaccio aufzugreifen. Nun will man noch Barras selbst bestechen und das Mitglied des Direktoriums für royalistische Zwecke gewinnen. Sie entfernen sich; — die Bühne wird leer und Josephine mit Barras erscheinen. Die Generalin fleht ihren früheren Liebhaber um Schutz gegen die Verleumdungen der Contades an, da sie fürchtet, etwas davon könnte ihrem Manne zu Ohren kommen und bittet ihn um die Rückgabe ihrer Liebesbriefe. Barras willigt ein, um dann Zeuge zu sein, wie Josephine sich widerwillig vor der trunkenen Gesellschaft ihrer Schwäger abwendet, die sie einholen kommt. Bald darauf erscheint auch die Contades, und es setzt sofort heftige Worte zwischen den beiden Frauen, von denen die ältere mit messerscharfem Spott die Generalin zu verwunden weiß, so daß Barras in die Lage kommt, sein Versprechen sofort erfüllen zu müssen, indem er die Bonaparte am Arme hinausbegleitet. Dann erscheint er wieder, um mit dem englischen Agenten eine Unterredung zu haben. Mr. Elton sucht ihm ganz trocken eine Summe für seine Stimme anzubieten, worauf Barras emphatisch seine Hand an den Degen legt. Die gewandte Marquise interveniert noch im

[1]) Carry Brachvogel und Oskar Mysing: „Der kommende Mann". Komödie in vier Akten. Berlin 1901. Verlag von A. Entsch. Als Manuskript gedruckt.

rechten Moment. Ihrer Gewandtheit gelingt es, den einflußreichen Mann für ihre Partei zu gewinnen, indem sie gleich eine recht hohe Summe nennt. Zugleich erhält sie die Versicherung, daß der gefährliche Bonaparte mit Zustimmung des Direktoriums nicht zurückkehren werde. Gleich darauf finden sich mehrere Herren und Damen aus dem Ballsaale ein. Wir sehen Barras vom Spielteufel ergriffen. Da entsteht draußen ein Gedränge um einen Husarenoffizier. Dieser tritt ein und meldet die Rückkehr Bonapartes. Wie eine Bombe wirkt diese Nachricht. In größter Verwirrung trennt man sich. — Zweiter Akt. Foyer der Comédie française. Alles wartet gespannt auf „den General", der der Vorstellung beiwohnen soll. Kühl fertigt die Marquise den Adjutanten Bonapartes, Descamps ab, der jedoch bei der jungen Alice eine bessere Aufnahme erfährt, die sich erinnert, ihn beim Einzuge Bonapartes an dessen Seite gesehen zu haben. Da erscheint Elton. Estelle ahnt, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müsse, erfährt, daß der englische Minister gar nicht den Brief erhalten habe, der sie beide so stark kompromittiert, weiß aber nicht, wer sich sonst des Schreibens bemächtigt haben könnte; übrigens sei auf Barras, den der Schreck gelähmt, nicht zu rechnen. Der General erscheint. Er geht sofort auf Estelle los, die er scharf zur Rede stellt, weil sie in seiner Abwesenheit das Ansehen seines Hauses untergraben. Estelle pariert geschickt, indem sie ihn wegen der großen Verluste seiner Armee in Ägypten interpelliert. Das bringt ihn außer sich. Er wird grob und reizt dadurch die Marquise dermaßen, daß sie alle Vorsicht vergißt und ihm ins Gesicht schleudert, er verdiene erschossen zu werden, da er ohne Befehl der Regierung eigenmächtig zurückgekehrt. Alice hat sich nach vorn gedrängt, nur einen Augenblick. „Infam" entschlüpft es ihrem Munde. Bonaparte aber hat die Bundesgenossin bemerkt. Er zieht sich in seine Loge zurück. Im Foyer jedoch beglückwünscht man die Contades zu ihrem augenscheinlichen Siege, die in Alice jetzt die Verräterin an der royalistischen Sache sieht. Auch Barras wagt sich wieder mehr an die Oberfläche. Vergebens allerdings sucht ihn die Marquise zu bewegen, Bonaparte durch einen Familienskandal, zu dem er alles Material in der Hand, unmöglich zu machen, da es mit einer Anklage vor dem Direktorium zu lange dauere. Die Gesellschaft entfernt sich. Fouché und Talleyrand erscheinen, von denen der letztere seinen Begleiter aufzieht. Er habe zwar Bonaparte durch die Nachricht von einer royalistiichen Verschwörung zur Rückkehr bewogen, sei aber den Beweis schuldig geblieben. Nun kommt auch Bonaparte aus seiner Loge. Von Fouché erfährt er, daß man einen Kurier aus dem Palais Contades zwar aufgefangen habe, der an Strafford abgehen sollte, aber ein Schreiben bei ihm nicht habe auffinden können. Der General aber weiß, wo dieses zu suchen. Sein

Adjutant kommt mit Alice zurück, die er noch eingeholt hat. Sie kennt Bonaparte schon vor seiner Heirat mit der Beauharnais, ist ihm aber erst durch ihre Fanatikeraugen bei seinem Einzuge unter der Menge aufgefallen. Der General vermutet das Schreiben in ihren Händen, heuchelt die Kenntnis des Inhalts und erfährt so in der Tat, daß Alice den Brief besitzt, da sie seine Kenntnis für unmöglich hält; der Brief sei ja in ihrem Besitz. Sie hat sich verraten, aber das Schreiben, das sie durch Bestechung des Kuriers erhalten, will sie nicht ausliefern, da sie nicht beabsichtigte, ihre früheren Bekannten zu kompromittieren. Bonaparte, der sich gar nicht die Beweggründe erklären kann, aus denen heraus die Unterschlagung geschehen, droht nun zornig, mit Gewalt gegen sie vorgehen zu wollen — und erhält da das erschütternde Geständnis ihrer aussichtslosen Leidenschaft für ihn. Indessen schätzt sie sich glücklich, ihm dienen zu können, wie ein guter Soldat, und kräftig schüttelt er die Hand des Mädchens. Nun hat der General gewonnenes Spiel. Jetzt heißt es sofort an das Werk, die Nacht ist nicht zum Schlafen da, wie Lucian sich verzweifelnd sagen lassen muß. — Dritter Akt: Arbeitszimmer des Generals. Bonaparte hat eine Sitzung mit seinen Getreuen. Es handelt sich um die Aufstellung einer neuen Verfassung, die in der alten für den Fall einer Verschwörung sogar vorgesehen ist. Dann hat nämlich der gesetzgebende Körper einen General zum Diktator zu ernennen. Der General ist da; nun handelt es sich nur noch darum, ob der Rat der Fünfhundert gerade Bonaparte wählt, was zweifelhaft ist, wenn das alte Direktorium noch besteht. Bonaparte unterbricht aber alle weiteren Bedenken damit, daß er seinen Adjutanten fragt, ob er seines Militärs sicher sei. Nun müssen die Paragraphen so, wie er es vorschreibt. Die Obersten der Regimenter melden sich; sie erhalten Befehle, wie sie sich zu verhalten haben. Wenn der General nicht gewählt werden sollte, so erhält er trotzdem den Oberbefehl — von seinem eigenen Heere. Die Getreuen entfernen sich, denn es soll ein Fest in denselben Räumen, von Josephine gegeben, sogleich stattfinden, wozu die Spitzen der Gesellschaft geladen sind. Napoleon bestellt sich dazu ein paar handfeste Grenadiere an die Türen. Nun hat er einige Augenblicke Zeit für seine Gattin, da das Wichtige für ihn allein da sei für sie das Hübsche. Er ist indessen etwas mißtrauisch, da er sie heute besonders zärtlich findet. Die umlaufenden Gerüchte könnten vielleicht doch recht haben. Doch Gäste unterbrechen das Beisammensein. Napoleon hat sich entfernt, Barras ist erschienen. In dem Augenblick, wo er gerade, dem Versprechen gemäß, die alten Liebesbriefe Josephinens derselben abgeben will, wird er an diesem Vorhaben durch den wiedererscheinenden Napoleon gestört. Inzwischen sind noch mehr Gäste erschienen, unter diesen auch Mr. Elton, mit dem sich Bona-

parte sogleich in ein Gespräch einläßt, das sehr schnell eine ernste Wendung nimmt, als er den aufgefangenen und nun in seinem Besitze befindlichen Brief dem englischen Agenten vorhält. Elton wird verhaftet und fortgeführt. Nun wird es den anwesenden Mitgliedern des Direktoriums etwas unheimlich; sie wollen sich entfernen. Der General bittet sie aber lächelnd, noch einen Augenblick zu verweilen, hält ihnen eine donnernde Philippika, auf die Barras und Konsorten kaum eine gekränkte Widerrede wagen, daß nämlich durch ihre Schuld alles in Frankreich arg korrumpiert sei und unterbreitet ihnen ein Abdankungsdekret, das sie sofort zu unterzeichnen haben. Die Türen öffnen sich — Grenadiere halten die Schwelle besetzt. Das Dekret wird unterzeichnet. Der erste Teil des Staatsstreiches ist gelungen. — Vierter Akt: Dekoration des dritten Aktes. Es ist Mitternacht vorüber. Josephine und Pauline warten auf die Rückkehr des Generals-Konsuls; der Staatsstreich ist also geglückt, jetzt handelt es sich für die beiden nur noch um eine passende Toilette, möglichst mit den königlichen Lilien, und diese wichtige Frage bringt die beiden heterogenen Charaktere einander näher. Da erscheint Napoleon, der bis dahin in den Straßen umhergeritten und sich dem Volke gezeigt hat. Pauline beglückwünscht ihn und zieht sich zurück. Josephine aber, die ernstlich für sein Leben gebangt hat, fliegt ihm an den Hals und weint vor Freude. Beide treten an das Fenster und sehen in die Sternennacht hinaus. Er schwelgt in dem stolzen Gefühl: das Paris zu seinen Füßen ist sein Paris — er ist der Herr. Voll Zärtlichkeit bewilligt er nachträglich die Summen für verschiedene Schneiderrechnungen und ist der besorgteste und herzlichste Gatte. Descamps unterbricht die Schäferstunde. Er bringt ein Packet Briefe, das ihm die Contades soeben mit dem Bemerken gegeben, Napoleon würde sie nach Kenntnisnahme des Inhalts sicher begnadigen. Bonaparte will das Packet in den Kamin werfen; Josephine indessen will in dieser glücklichen Stunde auch gern die Tränen anderer trocknen und bittet ihren Gatten, doch dem Wunsche der Feindin zu willfahren. Der General öffnet und liest. Es sind Josephinens Liebesbriefe an Barras, die dieser aus Rache der Contades übersandt hat. Daraufhin ein furchtbarer Wutanfall des Korsen, der sich da verraten sieht, wo er noch einzig geglaubt und vertraut. Aber die Deputation der Bürgerschaft erscheint, die Frau des Konsuls muß glücklich aussehen, denn von heute ab gibt es eine Dynastie Bonaparte. Er bezwingt sich und tritt mit Josephine an der Hand den Bürgern entgegen.

Wir haben es mit einem äußerst theatralischen Stücke zu tun, das daher ohne weiteres in die erste Stufe gehört. Die hauptsächliche Wirkung beruht indessen nur auf der äußeren Handlung, die wirkenden Motive sind nur äußerlicher Art — eine eigentlich innere, dramatisch

bedingte Entwickelung fehlt vollständig. Die Personen (Josephine, Napoleon) ändern ihren Charakter, je nach dem Kontrastbedürfnis der einzelnen Scenen. Josephine, zuerst ganz hingegeben dem Barras, empfindet vor ihrem Gatten höchstens Furcht, dann, nach zwei kurzen Tagen wieder voll echter Leidenschaft für Napoleon. Dieser wiederum handelt in der Hauptsache nur aus egoistischen und politischen Motiven. Im vierten Akt dagegen sollen wir fast glauben, daß Josephine sein Ein und Alles, für die er den ganzen Staatsstreich insceniert. Abgesehen von dieser Unklarheit der Grundmotive und daher des Grundzugs in Napoleons Charakter, ist das äußerliche Wesen des Welteroberers trefflich gekennzeichnet und so unterscheidet sich dieses Stück dadurch vorteilhaft von der abendfüllenden Dutzendware, trotzdem es auf die Bezeichnung eines ernsten Kunstdramas schon darum keinen Anspruch machen kann, als das Gelingen des Staatsstreiches nicht eine unerbittliche Konsequenz Napoleonischen Genies, sondern das Werk eines Zufalles (Alice) ist. Im übrigen haben wir es hier mit dem ersten, bis jetzt einzigen Stücke zu tun, in dem durch die erfolgte Entdeckung eine spätere Scheidung auch vom persönlichen Standpunkte als durchaus berechtigt erscheinen muß.

Zu den jüngsten Erzeugnissen der Napoleondramatik überhaupt gehört auch das historische Dramolet „Josephine" von **S. Aschner**[1]). Wir haben es wohl mit einem Erstlingswerk in fünffüßigen Jamben zu tun, dem zu einem Drama, bis auf die dialogische Form, so gut wie alles fehlt. — Schauplatz ist der Salon Josephinens. Diese selbst macht ihre beiden Freundinnen darauf aufmerksam, daß ihnen heute noch eine Überraschung bevorstände. Die eine rät auf Barras, die andere auf Leutnant (!) Bonaparte. Er ist es auch, der dann bis zu seinem definitiven Erscheinen sich einige Vergleiche mit antiken Helden, Alexander dem Großen ꝛc. gefallen lassen muß, ohne daß der Herr Leutnant freilich schon etwas aufzuweisen hätte, was diese Vergleiche rechtfertigen könnte. Schließlich erscheint der Erwartete denn auch mit Barras und Tallien. Barras erklärt seinem Freunde sofort, daß er den Leutnant hergebracht habe, um seine ihm bekannte Tatkraft im Dienste des Direktoriums zu verwerten. Dies könne aber nur dadurch geschehen, daß Mme. Josephine ihn ködere. Still lächelnd entfernen sich dann die beiden unter Mitnahme der Freundinnen, um Josephine ungestört ihr Opfer bearbeiten zu lassen. Diese aber spielt ein doppeltes Spiel. Sie hat sich wirklich in Bonaparte verliebt, ihr ist Barras kluger Plan wirkliche Herzenssache. Nachdem beide einige Zeit von Europa, Sternen und Weiten weidlich phantasiert, erfaßt den Korsen ein ganz unmotiviertes Ver-

[1]) S. Aschner: „Josephine", historisches Dramolet, enthalten in den „Zwei Einakter". Verlag: Jos. C. Huber, Diessen (Bayern), 1902.

langen nach diesem Weibe. Er will sie sofort besitzen, läuft in das Schlafzimmer und ruft zuletzt noch ungeduldig: „Wo bleibst du Josephine?!“ Das ist wirklich der ganze Inhalt, dessen Pointe wahrscheinlich in dem letzten Ausruf liegen soll. So stelle man sich also den Welteroberer vor! Abgesehen von den historischen Unwahrscheinlichkeiten, um nicht zu sagen Ungeheuerlichkeiten, leidet das Aschnersche Dramolet an dem üblichen Mißstande der meisten Anfängerdramen, es ist ein Epos in Dialogform, mit ganz besonders läppischem Inhalt im besonderen. Tieferen Gehalt wird man darin vergeblich suchen.

Damit ist die Klasse der Josephinendramen erschöpft. Am meisten dem historisch überlieferten Charakter Napoleons gerecht wurde das Drama von Bleibtreu. Schade, schade, daß die beiden letzten Akte so gänzlich abfallen.

Durch die Verwendung mehrerer historischer Personen im Drama, zumal der beiden Hauptpersonen Napoleon und Josephine, war der Dichter mehr oder weniger an die Schilderung eines historisch gegebenen Verhältnisses gebunden gewesen. Verfehlte er dieses, so lag die Gefahr nahe, daß man in den geschilderten Personen die zu schildernden nicht wiedererkannte, wie es z. B. bei Bahr der Fall ist. Die nun folgende Gruppe hat sich dieser Gefahr teilweise zu entziehen gesucht dadurch, daß sie willkürliche Personen[1]) annahm und nur in der Gestalt Napoleons an den geschichtlichen *Eindruck* gebunden war. Es kam bei den jetzt zu behandelnden Dramen nicht auf eine möglichst geschichtlich treue Behandlung der Begebenheiten an, denn diese haben nie existiert, sondern nur auf die Erreichung der uns von Jugend an eingeprägten Vorstellung vom Charakter des Korsen, auf die Schilderung des Genies. Wie kommt nun *Napoleon* bei einer Behandlung seines *Verhältnisses zu anderen Frauen* weg?

Im Gegensatz zu dem „realistischen“ Drama Bahrs, bei dem allerdings nur der Wiener Dialekt Josephinens und die schwülen Situationen als solche für „real“ angesehen werden können, beim besten Willen aber nicht die Hauptsache, die geschilderten Begebenheiten, führt uns der düstere Träumer **Richard Voß**[2]) in seinem Drama „*Wehe den Besiegten*“ einen vollständig idealen Napoleon vor

[1]) Zu diesen willkürlichen Personen muß ich alle die rechnen, die mit dem uns geschichtlich überlieferten Napoleon offiziell nichts zu tun hatten. Selbstverständlich gehören dazu auch alle seine Liebschaften und sonstigen Liaisons, die sich nur an der Hand von Tagebüchern und der chronique scandaleuse des Bedientenzimmers feststellen lassen, die jedoch auf die weltgeschichtlichen Entschlüsse des Imperators keinen nachweisbaren Einfluß übten.

[2]) *Richard Voß*: „*Wehe den Besiegten*“, Drama in drei Aufzügen. Leipzig 1888. Philipp Reclam jun.

Augen. Kein Flecken haftet an der Reinheit dieses Mannes, nichts Materielles wirkt fördernd oder störend auf ihn ein. Mit wenigen Getreuen gelandet, in höchster Eile weiterzukommen, findet er doch noch die Zeit, sich von seiner Jugendgeliebten anschwärmen zu lassen und mit Begeisterung die Beleidigungen eines Royalisten zu widerlegen. Doch sehen wir zu. — Der Zeit nach fällt das Drama in die 100 Tage, von der Landung von Elba bis auf St. Helena. Der erste und zweite Aufzug spielt auf einer Felseninsel, im Golfe von Juan im Schlosse der Gräfin, und zwar am 1. März 1815, der Landung Napoleons von Elba; der dritte Aufzug im Kastell der Hafenstadt Rochefort am 15. Juli 1815, der Einschiffung nach St. Helena. — Erster Akt. Auf dem Söller ihres düsteren Schlosses sitzt die verwitwete Gräfin von St. Aubonne und erwartet fieberhaft ihren Kastellan zurück, den sie vor einigen Tagen nach Elba gesandt, um sich nach dem Schicksal des großen Verbannten zu erkundigen. Der Erwartete tritt auf. Er ist jedoch garnicht angenehm davon berührt, zu erfahren, daß vor kurzem der Sohn der Gräfin, der begeisterte Royalist, Graf Mario im Schlosse angelangt ist. Die Gräfin bemerkt sein Zögern. Schon glaubt sie verzweifelt, der Kaiser wäre tot, da teilt ihr der treue Diener mit, daß Napoleon soeben Elba verlassen und auf dem Wege sei in Frankreich zu landen. Im Schlosse der Gräfin wolle er übernachten und eine Fackel solle zum Zeichen des Einverständnisses aufflammen. Mario aber, der Royalist, darf das Schloß nicht verlassen, um jeden Verrat zu verhindern. Die Mutter nimmt es auf sich Mario zurückzuhalten und der Kastellan geht, den Sohn zu holen. Unterdessen hat der Schloßkaplan die Unruhe der Gräfin bemerkt und sie zu bereden gesucht, ihm zu beichten. Diese Beichte, die uns offenbar die Vorgeschichte bringen soll, holt demzufolge etwas weit aus. Sehr wahrscheinlich ist sie auch der ganzen Situation nach nicht. Die Gräfin beginnt damit, wie sie auf sein und des Vaters Betreiben schon früh dem ungeliebten alten Gatten angetraut worden sei, der sie, die Junge, Lebenslustige jedoch nie an den Bourbonenhof genommen hätte, weil er für ihre Schönheit fürchtete. Mit einem alten Diener und dem Pater ließ er sein junges Weib allein in dem düsteren Schlosse zurück. Aber ihre in Liebessehnsucht verschmachtende Seele fand Erhörung. Drei Jahre war sie des Grafen Weib, als ihm ein Sohn geboren wurde. Dem Pater steigt eine entsetzliche Ahnung auf, aber die Gräfin bereut um nichts ihre Tat. Er kann ihr nicht vergeben, da sie ganz unbußfertig sei. „Ja, ganz!“ ruft sie überzeugungsvoll aus. Als der Beichtvater sie verlassen, erscheint ihr Sohn in der königlichen Uniform. Er ist ein glühender Anhänger der Bourbonen, und wie die Mutter ahnte, mit geheimen Befehlen von dort in seine Heimat gesandt worden, nämlich den Kaiser, dessen Aufbruch von Elba man

fürchtet, tot oder lebendig einzuliefern. Die Mutter zerreißt (recht theatralisch) die Ordre und zieht den Schlüssel vom Torhofe ab. Erst als sich der junge Graf von der Mauer hinunterzustürzen droht, sie also vor die Wahl zwischen dem Leben ihres einzigen Sohnes und der Freiheit des Kaisers gestellt ist, übergibt sie ihm die Schlüssel. Er solle dem Kaiser selbst im Schlosse begegnen, wenn er verspräche das Kastell nicht zu verlassen. Er verspricht das. Inzwischen ist die Fackel aufgeflammt. Das Tor im Hintergrunde wird geöffnet. Man sieht einige Generale schon am Tore stehen, und den Kaiser, in einen Mantel gehüllt langsam über die Felsen herankommen. Wahrlich ein packendes Bild einsamer, majestätischer Größe. – Die Gräfin steht in höchster Erregung ganz vorn im Gebet, „daß kein Fluch falle auf den ersten Blick, den der Vater auf den Sohn werfe". Ihr Sohn – er ist auch seiner. – Gebietend und wortkarg tritt der Imperator ein. Ein kurzer Blick nur für die Umgebung; dann betritt er mit der Gräfin, die er nicht erkennt, das Schloß. Mario aber reißt leidenschaftlich die Fackel aus dem Ringe. Er ist entschlossen den Kaiser zu töten. – So kurze Zeit uns Napoleon auch nur vor Augen getreten war, man hatte durchaus das Gefühl der Nähe einer großen, dämonischen, alle berrschenden Persönlichkeit. Dieser Eindruck wird uns durch den Dichter bald zerstört. Im Beginn des zweiten Aktes schon treffen wir einen sehr redseligen und mitteilsamen Imperator an. Der Kaiser sitzt an der Tafel mit seinen beiden Generälen und der Gräfin. Ein ganz anderer Kaiser, wie im ersten Akte. Nichts ist zu spüren von der gewaltigen Vergangenheit, die sich uns hinter der schweigsamen Miene zu verbergen schien. Man hört nur große Worte. Napoleon schwärmt von seinem bevorstehenden Empfange bei den Franzosen und seiner neu beginnenden Siegeslaufbahn. Nach dem Mahle ziehen sich die Generale zurück. Der Kaiser bleibt mit der Gräfin allein. In einer rührenden Scene erinnert ihn diese, daß schon einmal ein junger Brigadegeneral an dieser Küste geweilt und unter wildem, blühendem Ginster eine junge Mädchenblume angetroffen habe, Margharita. Dann aber ging der Mann fort, zertrümmerte Reiche, stürzte Throne. Und nun sind zwanzig Jahre verflossen, seitdem diese Blume sich dem Kaiser erschloß. Napoleon erkennt in der Gräfin jene Margharita, deren Namen ihn jedesmal an eine verklungene Melodie erinnerte. Sie hat jedoch die anderen Mütter beneidet, die ihre Söhne dem Kaiser senden konnten, seinen Sohn aber konnte sie ihm nicht geben, ja, dieser hasse ihn sogar. Aber sie will ihn rufen. Doch Napoleon will in dieser Geisterstunde nicht mit einem Fanatiker zusammenkommen; er ist abergläubisch. So zieht er sich in seine Gemächer zurück. Die Gräfin aber bleibt vor seiner Tür auf dem Lehnstuhl als Wache, denn während des Mahles ist der schwere eiserne Riegel durchfeilt worden.

Nicht lange braucht sie in dem dunklen Gemach zu warten, das notdürftig in ungewissem Mondlichte die Gegenstände erkennen läßt. Mario erscheint mit einer Pistole. Die Mutter springt auf und sucht ihm die Waffe zu entwinden, die sich dabei entlädt. Einige Augenblicke banges Lauschen. Dann tut sich die Tür des Schlafzimmers auf. Der Kaiser erscheint. „Legt das Pistol weg, junger Royalist", redet er den Grafen an, auf seinen Wink mit ihm allein gelassen. „Glaubtest du, Knabe, Napoleon Bonaparte sei nur darum Kaiser der Franzosen geworden, nur darum aus hundert Schlachten unverwundet hervorgegangen, um die Zielscheibe deines Ehrgeizes zu werden? Weißt du nicht, daß ich gedenke mir morgen mein Reich zurückzuerobern?" Der Fatalismus des Kaisers wirkt geradezu betäubend auf den Jüngling, der den Geist seines Vaters anruft, ihn vor diesem Manne zu schützen. Aber der Kaiser geht weiter und mutet ihm sogar zu, ihm einen Punkt der Küste zu zeigen, wo die Seinen ungefährdet landen können. In unendlich langen, wenig kaiserlichen, noch weniger dramatischen Tiraden setzt er dem Schwärmer auseinander, warum er der Unterdrücker der Welt geworden. Daß nur die Kraft allein das Recht habe sich zu behaupten. Erst dann sei er der Tyrann geworden, als die Welt, die er auf den Thron der Freiheit habe heben wollen, vor ihm gekrochen sei. Da habe er sich selbst darauf gesetzt. Zum Kaiser der Franzosen habe ihn die Menschenverachtung gemacht. Recht unvermittelt verspricht er dem jungen Mario, daß er, als Sieger in Paris, dem Volke eine Verfassung geben und die Franzosen zu einem freien Volke erziehen werde. Nun, seine Rede wirkt, denn es ist ja auch ein idealer Mörder, für den sie gehalten wurde. Vor einer Viertelstunde begeisterter Royalist, ist Mario jetzt ein ebenso begeisterter Verehrer des Kaisers, für den er zu sterben bereit ist. Und das alles machte dieser eine wortreiche Redeschwall des um seine Nachtruhe gekommenen Kaisers. In der Tat eine Leistung! Der Kaiser aber läßt nun seine Generale wecken, denn der Morgen scheint purpurn herein. Dann soll's in die Schiffe gehen und dann vae victis. — Vorsichtiger hätte der Imperator jedenfalls gehandelt, wenn er mit seinen Genossen auf dem Schiffe übernachtet hätte, oder die Nacht durchgefahren wäre, als sich ganz unbekannten Menschen anzuvertrauen. Dann würden wir aber sicherlich um all die schönen Reden gekommen sein. — Der dritte Aufzug spielt nach der großen Katastrophe in einer gewölbten Halle im Kastell von Rochefort, auf dessen Treppen und Gängen die Veteranen der alten Garde lagern, um von dem Feldherrn Abschied zu nehmen. Wir sehen die Gräfin in Verzweiflung. Alle ihre Gedanken beschäftigen sich mit dem besiegten Cäsar, dem das Volk, das eben noch freudig dem von Elba Zurückgekehrten zujauchzte, nun auf den Straßen flucht. Sie fühlt sich eines Sinnes

mit den getreuen Grenadieren, von denen sie sich einen besonders alten und krüppelhaften heraufholen läßt. Ungebeugt durch sein Mißgeschick erscheint der Veteran vor ihr, schlägt aber jeden noch so vorteilhaften Posten aus, der ihn von seinem Kaiser trennt; denn er ist ein Idealist, welcher nicht bedenkt, daß er sich schon in wenigen Stunden von seinem Feldherrn wird verabschieden müssen, der ja allein nach St. Helena fahren muß. — Hier hat der Dichter beinahe bis zur Lächerlichkeit den realen Boden verlassen, denn solche Krüppel, wie er sie dort als Vertreter der Garde gezeichnet hat, die zwar die Gesinnung von Helden haben, daneben aber einäugig und hinkend ganze Feldzüge mitmachen, konnten nicht wohl die Hauptstärke der Armee des Imperators ausmachen. — Nachdem der Alte sich entfernt, erscheint der Beichtvater. Er teilt mit, daß der Kaiser sich Englands Gnade übergeben wolle, seine Getreuen würden ihn jedoch diesmal nicht begleiten dürfen. Dann bereitet er die Mutter auf das Schwerste vor. Ihr Sohn ist als Offizier des Königs desertiert und soll nun dafür nach kriegsgerichtlichem Urteil erschossen werden, sobald man seiner habhaft wird. Dem Kaiser sei die Liste der Verurteilten vorgelegt worden, er habe sie aber garnicht angesehen. (Wozu denn das!) Da stürzt Mario in das Gemach. Er, der nun begeisterte Anhänger Napoleons, ist tief erschüttert über die Wandlung, die mit diesem vorgegangen. „Der Kaiser", unglaublich — „ist zerschmettert, zerbrochen und schwach, wie ein gewöhnlicher sterblicher Mensch. Mit keinem spricht er, keinen kennt er: er redet nur mit sich selbst — immer nur von sich selbst" — (nun, letzteres tat er schon früher: II. Akt). Mit bewegten Worten schildert er, wie die ganze Größe des Korsen allen sichtlich zusammenbrach, als er schließlich sogar mit dem Pöbel unterhandeln wollte, Frankreich eine Konstitution geben wollte und zu dem sonst tief verachteten Haufen nicht als Kaiser, sondern als Volkstribun redete. — Statt daß nun die Mutter, wie es für eine solche am natürlichsten wäre, auf ein Mittel sinnt, ihren Sohn zu retten, tut die Gräfin nichts dergleichen. Eine Flucht hätte dem Dichter den schönen Schlußeffekt verdorben. Mario kann zwar fliehen, aber er tut es nicht. Warum nicht? - Er soll ja für den Kaiser sterben. Was dadurch erreicht wird, außer daß große Worte gemacht werden, ist nicht recht klar. Er flieht also noch immer nicht; und nun erscheint der Kaiser selbst, ganz so wie ihn Mario geschildert hat, im Delirium mit sich selbst redend. „Der Kaiser verliert den Verstand" sagt die Gräfin und sagen die Zuschauer. Nachdem es so einige Zeit fortgegangen, erscheint auch der schon längst vorgesehene königliche Offizier, um Mario zu verhaften, der noch immer anwesend ist. Nun kommt auch Napoleon ein bischen zur Besinnung. Er erkennt die Gefahr und will Mario von der Vollstreckung des Urteils dadurch befreien, daß er selbst beim Könige darum bittet.

Nun sollte man meinen, daß die Mutter diesem ersten vernünftigen Gedanken von ganzer Seele beistimmen würde, denn was tut nicht eine Mutter alles für ihr Kind. Aber nein, das will der Autor nicht, der überall die Wirklichkeit blutlosen Hirngespinsten opfert, wenn es nur recht unerhört und effektvoll aussieht. Diese Übermutter hält Napoleon selbst davon ab, den letzten Versuch zu wagen, da er sich nicht vor solchen Leuten, wie die Bourbonen, demütigen solle. Besser schon ihr einziger Sohn stirbt. Nun weiß der Leser, weshalb sich Mario so lange auf der Bühne herumdrücken mußte, anstatt sofort die Flucht zu ergreifen. Ein unerhörter Effekt soll erreicht werden. Also, der Sohn geht seinen letzten Gang. Er bittet nur, im Tode noch den Kaiser am Fenster sehen zu können, da er draußen an der Mauer erschossen wird. Der verspricht es. Auf dem Sandhaufen ist dem jungen Grafen durch den Priester enthüllt worden, wer sein eigentlicher Vater sei. Dann erdröhnt die Salve. Napoleon, der sich beinahe zu diesem Schauspiel verspätet hat, wendet sich gleichmütig um. Wieder denkt er nur an sich. „England hat noch keine Antwort gegeben". Aber er muß aufs Schiff, will er nicht den Verbündeten in die Hände fallen. Durch ein Spalier knieender Grenadiere schreitet er, unbekümmert um die zurückbleibende Gräfin, hinaus auf immer. — Auf dem Theater dürfte das Drama vielleicht Erfolg zu verzeichnen haben. Befriedigen wird es niemals, denn wir haben es nicht mit Menschen zu tun von Fleisch und Bein, sondern mit Retortengeschöpfen. Dramatisch-technische Mängel, wie mangelhafte Motivierung, haben wir öfter angetroffen, so daß die schließliche Katastrophe nicht zwingend zu der allein möglichen wird. Was das Problem betrifft, dessen Lösung der Autor versucht hat, so liegt es nicht allein in der Darstellung des Zaubers der dämonischen Persönlichkeit Napoleons, der an einem konkreten Fall uns vor Augen geführt werden soll[1]) — dazu wäre der Ausgang des dritten Aktes überflüssig. — Der Dichter selbst hat mit klaren Worten in dem Titel ausgesprochen, was ihm die Hauptsache, wozu auch der dritte Akt notwendig gehört. „Wehe den Besiegten!" Nicht Napoleon ist der Besiegte, wie man vielleicht meinen könnte, sondern Mario. Der junge Graf wird durch das dämonische Wesen des Imperators besiegt, und weil er nachgegeben, weil er sich hat besiegen lassen, deshalb muß er zu grunde gehen. Allein möglich, zwingend ist dieser

[1]) Vgl. Schneider: Napoleon u. d. Napoleoniden, Velhagen u. Klasings Monatshefte, Augustheft 1902: „Es soll der Zauber der Persönlichkeit Napoleons an einem konkreten Falle dargestellt werden. Der Inhalt des Stückes . . . besteht darin, daß der Kaiser, dank seinem dämonischen Wesen seinen natürlichen Sohn aus einem begeisterten Royalisten in einen seiner glühendsten Anhänger verwandelt, wofür der junge Mann nach der Schlacht bei Waterloo mit dem Tode zu büßen hat.

Ausgang ja nicht, wie wir sahen, sondern nur durch eine Reihe Zufälligkeiten erreicht. — Der Kaiser selbst dagegen ist, mit Ausnahme des I. Aktes, kaum der uns bekannte Napoleon I., sondern eher ein beliebiger miles gloriosus und tatenloser Träumer. Höchstens in der letzten Scene blitzt noch ein Funke des ihm eigentümlichen rücksichtslosen Egoismus auf, der aber für den ganzen Gang der Handlung von keiner Bedeutung gewesen ist.

Hatte sich Voß in seinem Drama bis auf einige Äußerlichkeiten, die für den Gang der Handlung nichts besagten, fast gänzlich von der Geschichte losgesagt, um völlig ungehindert seine Pfade wandeln zu können, hatte er sich fast vollständig in ein seelisches Problem vergraben, so taucht **Karl Biesendahl**[1]) mit seinem „Stern des Korsen" wieder an die Oberfläche historischer Geschehnisse. Die polnische Gräfin Walewska, hier Valesca, ist eine historische Gestalt, die Napoleon während des Winterfeldzuges 1806/7 kennen lernte, und die noch 1814 mit ihm auf Elba die Tage der Gefangenschaft teilte. Unser Dichter hat das Zusammentreffen beider in den russischen Feldzug von 1812 verlegt. In einem Kommentar[2]), den der Verfasser zu seinem Drama geschrieben, erfahren wir, daß es als Trilogie gedacht ist. Nach Josephine, die der Stern des Korsen gewesen ist, soll in Valeska, in dem Schlußdrama der Trilogie, der Unstern, das Irrlicht dargestellt werden, das seinen Sturz herbeiführt. Wie ist nun dieser Gedanke ausgeführt? An zweiter Stelle erst wird uns die Frage interessieren, ob der historische Dichter sich das Problem so stellen durfte. — Erster Akt: In Wilna, im Hôtel Saniewskis, treffen sich zwei ehemalige Kameraden, ein preußischer Offizier und ein in russische Dienste getretener Preuße, die sich als Exposition die ihnen beiden schon längst bekannten Ereignisse der Kapitulation Blüchers im Dialog als brühwarme Neuigkeiten sehr pathetisch mitteilen. — So sagt z. B. Rittmeister v. Alvensleben: „Hat je die Welt eine schönere, eine zahlreichere, eine kriegs- und siegsgewöhntere Armee gesehen? O Preußen und auch du? Auch du geliebtes Vaterland schickst deine Söhne auf sein Geheiß in Verhängnis und Tod — o es ist eine Schmach!" Man denke, das im Munde eines preußischen Rittmeisters bei der Begrüßung eines Kameraden! — Die beiden Herren erhalten Gesellschaft durch die junge Gräfin Valesca Saniewska, der Herrin des Hauses, die auf die Preußen schlecht zu sprechen ist. Dagegen schwärmt sie für die Franzosen und ihren Kaiser, dessen Büste sie an das Fenster stellt und mit Blumen schmückt.

---

[1]) Karl Biesendahl: „Der Stern des Korsen", Tragödie in fünf Akten, Berlin 1890, Hans Lüstenöder.

[2]) Dr. Biesendahl. Deutsches Theaterjahrbuch 1892: Mein Stern des Korsen und seine Kritiker.

Es wird nämlich der Einzug Napoleons in Wilna erwartet. In der Ferne schon hört man die Marschmusik der einziehenden Truppen. Dame Valesca wird abgelöst durch den alten Grafen, der dem einquartierten Preußen mit der freundlichsten Miene das schlechteste Zimmer zuweist, von dem russischen Obersten Balaschew insgeheim 100000 Rubel für weitere Spionage erhält und sich in merkwürdiger Gefühlsaufwallung den Verrat seines Vaterlandes an Rußland vorwirft. Die Musik ist immer vernehmlicher geworden und hat Valesca wieder herbeigelockt. Sie hat sämtliche Blumen des Gartens abgepflückt, um damit ihren Heros, den Kaiser, zu überschütten. Als er unter ihrem Fenster vorüberzieht, wirft sie die Blumen alle auf einmal herunter. Und da geschieht etwas Unglaubliches. Der Kaiser hat aufgesehen und angehalten. Während die Truppen sich wahrscheinlich an ihm mit „Augen links" vorüberdrängen, läßt der Imperator Einzug Einzug sein, steigt vom Pferde und begibt sich ohne weiteres in das Hôtel des Grafen, wo er sich ein Glas Chambertin erbittet. Da das Hôtel angefüllt ist mit Betten für den Stab der alten Garde, so muß sich der Kaiser schon mit dem Schauplatz der Handlung, dem Vorzimmer, begnügen. Dort meldet sich auch der eben die Treppe herunterkommende preußische Ordonnanzoffizier, der zwar Depeschen an den Kaiser zu überbringen hat, aber es offenbar für bequemer hielt, die Herren zu erwarten, anstatt ihnen entgegenzureiten, um seinen Auftrag zu erledigen. Eine originelle Dienstauffassung jedenfalls. Darauf kredenzt ihm die junge Gräfin einen Becher Chambertin. Sie ist aber so schön und jung, daß der Kaiser sofort geistesabwesend wird, visionäre Reden von Moskaus goldenen Kuppeln hält und der schönen Polin ungebeten mitteilt, das finis Poloniae sei eine Mythe. Das ist Wasser auf der Mühle der Polin. Sie stimmt ihm zum Dank eine Lobeshymne auf seine früheren Taten an, die dem Kaiser schöner klingt, als die bestellten Gesänge seiner Hofpoeten. Er wird dadurch so hingerissen, daß er der Fremden, der er unter so ungewöhnlichen Umständen im Vorzimmer gegenübersitzt, nachdem er sie kaum zwei Minuten gesprochen, im Beisein ihres Gatten die Frage stellt, ob sie ihn, den einsamen Mann, auch ein wenig lieb habe. Der Gräfin wird dabei so weh, daß ihr schwindelt, und sie aus dem Gemach laufen muß. Das kann nun wieder der alte Graf nicht verstehen; er läßt den Kaiser Kaiser sein und läuft seiner Frau nach. Nun kommt sich Napoleon doch höchst überflüssig vor. Auch er rennt davon, nachdem er dem Mameluken Rustan den furchtbaren Befehl gibt, bei Strafe des Kopfes nichts zu verraten. Als dann Valesca mit einem naiven „O Gott, er ist schon fort", wieder in das Zimmer hineinguckt, bemächtigt sich ihrer Rustan, der des Herrn Wünsche zu erkennen glaubt. Das ist aber der Gräfin denn doch zu viel. Der Messias,

auf den sie für Polen gehofft, sei falsch, ruft sie verzweifelt aus und stößt zum Schluß — sich nicht etwa den Dolch in die Brust — sondern bloß die Büste des Kaisers vom Sockel, daß die Scherben zur Erde klirren, um dann ihren Mantel zu holen, denn ohne Mantel kann man doch nicht auf die Straße hinaus. Der Gatte hat sich vielleicht zwischen den vielen Betten verirrt, denn der kommt nicht zum Vorschein. Die Mameluken ziehen die Schwerter, wozu? — Wahrscheinlich, weil der Vorhang fällt. — Zweiter Akt. In kurzem soll der polnische Reichstag beginnen, auf dem Polen durch Napoleon wiederhergestellt wird. Seine Marschälle sind schon in dem Sitzungssaale versammelt, und nach einigen Reminiscenzen über ihre eigene Verwaltungstätigkeit in Deutschland geben sie den Willen kund, den Kaiser vor dem Feldzuge mit Rußland abzuraten, da sie sich lieber am sicheren Besitze erfreuen wollen. Aber keiner will vor dem Gewaltigen die Sache zur Sprache bringen, bis Coulaincourt erscheint, der, mit zwei Worten instruiert, ihrer aller Wünsche erratend, für sie Sachwalter bei dem nun eintretenden Napoleon zu sein verspricht. Doch kaum hat er erst begonnen, da kennt dieser Cäsar auch schon bis ins Detail die Wünsche eines jeden. Er verspottet ihre Pläne für die Zukunft und meint, sie sollten nur wieder getrost auf seinen Stern weiter vertrauen. — Da teilt sich der hintere Vorhang, so daß der ganze polnische Reichstag sichtbar wird, und Napoleon klettert auf den Thron. Die Polen konstituieren sich und bitten den Kaiser um die Anerkennung des neuen Reiches. Auch Balaschew, der russische Gesandte ist da. Er schleudert zwar mit „Rebellen" und mit „nicht an Rebellen gesandt sein" um sich vor versammelter Mannschaft, das hat ihn aber nicht verhindert auf dem Reichstage zu erscheinen. Es scheint zu stürmischen Auftritten kommen zu wollen; Napoleon beruhigt jedoch die erregten Wogen. Er verspricht zwar nicht die Errichtung des Reiches, macht aber doch große Worte, erinnert indessen, daß er seinem Schwiegervater von Österreich den Besitzstand zu erhalten versprochen hätte. Plötzlich erscheint die gefangene Valesca aus dem ersten Akt mit ihrem Mamelukentroß im Reichstage, um Skandal zu machen. Sie reizt in giftiger Rede die versammelten Polen zum Kampfe gegen Napoleon auf, der nur ein trügerischer Messias sei, und das Heiligste, die Ehre ihrer Frauen und die Gastfreundschaft verletzt habe. So hätte er das einzige, was die Polen noch besäßen, ihre Ehre geschändet. Schon sind alle unruhig. Der Zuschauer oder Leser bewundert die Langmut des Kaisers, der eben erst als Gebieter mit seinen Truppen in Wilna eingerückt, daß er nicht durch ein paar handfeste Soldaten, da die sie begleitenden Mameluken augenscheinlich impotent sind, das krakehlende Weib hinaustransportieren läßt — als der Imperator den ausbrechenden Tumult beschwichtigt, indem er Rustan befragt, wer ihm denn

den Befehl gegeben hätte, sich der Gräfin zu bemächtigen. Als dieser nichts darauf erwidern kann, will ihn Napoleon füsilieren lassen. Er steht davon nur auf Bitten Valescas ab, die jetzt auf den Kaiser einredet: „Befreie Polen, wie du mich befreit, und sei gesegnet bis in Ewigkeit!" Diesem übermächtigen Wortschwall kann auch der Korse nicht widerstehen. „Wohlan, so heb' ich aus dem Staube dich, Polonia. — Ich blick' zu meinem Sterne, der mir ins Morgenland die Wege weist." Ihr, als Vertreterin Polens, macht er vor allen Anwesenden eine Liebeserklärung, ihr zu Liebe wolle er fortan alles tun. Unter dem Jubel der anwesenden Polen und unter den Schimpfreden des sich unglaublich benehmenden russischen Gesandten, der sich mit seinem preußischen Adjutanten doch insgeheim freut, daß der Krieg nun unvermeidlich, schließt der Akt. — Der bandwurmartige dritte Akt führt uns im Beginn im Garten des Stadthauses zu Wilna einen philosophierenden Napoleon vor, der nach genügenden Ergüssen sich das Diadem ansieht, mit dem nachher Valesca gekrönt werden soll. Nun auf einmal erinnert er sich auch, den Namen Saniewski schon irgendwo gehört zu haben, und da sein Polizeichef nicht zur Stelle ist, muß dessen ebenso spürnasiger Gehilfe dem Imperator melden, daß Saniewski ein Spieler sei, der schon früher in russischen Diensten gestanden und erst heute 100000 Rubel von Balaschew erhalten habe. Das genügt einstweilen. Woher diese Nachricht stammt, erfahren wir allerdings nie. Damit die nun auftretende Valesca Gelegenheit hat, bei ihrer preußischen Gesellschafterin über die Schmach Preußens herzuziehen, entfernt sich die korsische Räubergestalt hinter die Gartenbosketts. Nun taucht auch der alte Saniewski auf. Er schickt die Gesellschafterin weg, um mit seiner Frau allein sprechen zu können und verbietet dieser, das bevorstehende Fest mitzumachen, da er durch die Auftritte im Reichstage stutzig gemacht sei. Seine Eifersucht erreicht den Gipfel, als sie ihm schließlich gesteht, sie liebe Napoleon — so daß er sie ermorden will. Da tritt der horchende Imperator hinter dem Gebüsch hervor und schleudert den Eifersüchtigen mit der Anklage des russischen Verrats zu Boden. Nur seiner Frau verdanke er sein Leben. (Trotzdem wird die furchtbare Tat kein Hinderungsgrund sein, dem Verräter die Stelle eines Befehlshabers der Vorhut anzuvertrauen.) Der unglückliche alte Graf, der sich nun auch vor seiner Frau nicht rechtfertigen kann, stürzt ganz verzweifelt ab. Napoleon ruft „Sieg" und Valesca „Genarrt!" Dann folgen gegenseitige glühende Liebesgeständnisse, und als die polnische Gesandtschaft zur Huldigung erscheint, krönt er seine Polonia-Valesca vor aller Augen als Königin des Festes. Dazwischen, ohne allen Zusammenhang mit der dramatischen Entwickelung, wenn man von einer solchen überhaupt reden will, spielt plötzlich eine Scene: Bredow-Hedwig, worin sich der

preußische Offizier und die Gesellschafterin unterhalten, und er ihr sagt, warum sie doch noch immer mit Stolz eine Deutsche sein könne; lange, endlose Reden, die jeglicher Handlung entbehren. — Dann geht ein Zwischenvorhang auf. Man sieht Napoleon und Valesca Champagner trinken, hört letztere ihre bekannten hochtrabenden Phrasen hersagen, und bekommt den betrunkenen Davoût zu sehen, der soeben von Saniewski in einem gemütlichen Spielchen die 100000 Rubel gewonnen hat. Als dann Napoleon mit seiner Gräfin wiederkehrt, tritt nun der alte Graf, der trotz allem Vorangegangenen auf dem Feste erschienen ist, seinerseits hinter eine Kulisse, um das Liebespaar zu belauschen. Dann zieht er den Dolch und will den sich entfernenden Napoleon durchbohren. Das leidet nun wieder nicht Freund Balaschew, der ihn aus einem nicht ersichtlichen Grunde von seinem Vorhaben abzubringen sucht. Erst aber als ihm der Mameluk Rustan entgegentritt, muß der verzweifelte Graf jeden Versuch aufgeben. Dafür wird ihm in diesem Augenblick seine Ernennung zum Divisionsgeneral, während Balaschew nun endlich seine Pässe erhält, um die er schon im zweiten Akte gebeten, solange sich aber auf den Festlichkeiten der Rebellen herumdrückte. Anstatt sich über die jedem unerwartete Beförderung zu freuen, zerreißt Saniewski das Dekret und geht zu seinem russischen Freunde über. Die Zeit bis zur Abreise des Russen benutzt dessen preußischer Begleiter Bredow, um sich unter endlosen Phrasen mit Hedwig zu verloben. Wenn er aber fallen sollte, dann sollte sie sich nicht genieren, sich wieder mit einem anderen zu verloben. Zum Schluß erscheint dann noch einmal Napoleon, der sich nach seinen Adjutanten erkundigt. Schleunigst eilt er ihnen nach, um sich nur ja rechtzeitig bei ihnen zur Stelle melden zu können. Hinter ihm winselt Valesca drein: „Bleib bei mir Geliebter, genug der Siege.“ Sie will nicht die Verantwortung auf sich nehmen sein Stern zu sein. Zuletzt hat sie noch die unvermeidlichen Visionen vom Falle ihres Helden. Dann senkt sich der Vorhang. — Der vierte Akt bringt uns den Brand Moskaus. Im inneren Hofe des Kreml hält der russische Gouverneur Rostopschin. Er ist entschlossen, den Franzosen vor Moskau stand zu halten und die heilige Stadt zu verteidigen. Schon wird der Befehl gegeben, mit dem Rückzug aufzuhalten, und schon erheben die Führer ihre Säbel zum Schwur, eher zu fallen als zu weichen — da erscheint der atemlose Polengraf Saniewski, jetzt Brigadegeneral in russischen Diensten. Er kommt direkt vom Zaren, um dem Gouverneur mit vernünftigem Rat beizustehen. Sein Vorschlag ist, durch Verbrecher die Stadt in Brand stecken zu lassen und so den erschöpften Franzosen die erwarteten Winterquartiere zu vernichten. Gleichzeitig wolle er durch einige Sotnien Kosaken die Verbindungen nach rückwärts unterbrechen. Freudestrahlend umarmt ihn der Gouverneur,

nachdem er zuerst an der Aufrichtigkeit des Polen gezweifelt, doch durch dessen Gründe von seinem Haß gegen Napoleon überzeugt wurde. Die Strafgefangenen werden herbeigeführt und der Gouverneur unterhandelt mit ihnen sehr erbaulich, wie mit seinen Kameraden. Er verspricht ihnen ein paar Fässer Wuttki von nebenan im Hofe. Da ist denn auch alles einverstanden. — Und nun rücken die Spitzen des französischen Heeres in Moskau selbst ein, vor denen sich die russische Gesellschaft zurückzieht. Der Kaiser Napoleon besteigt schnell ein paar Stufen des Kreml und hält eine triumphierende Volksrede. Da wird ihm von allen Seiten der Brand von Moskau gemeldet. Als schließlich auch der Kreml selbst aufflammt und die französische Trikolore niederstürzt, trommelt sich der Imperator mit den Fäusten gegen die Stirn und phantasiert wieder mal, um doch dem Titel des Ganzen gerecht zu werden, etwas von seinem Stern, der nicht der seine war. Aber der Leser erinnert sich unglücklicherweise, daß besagter Stern ihn ja gerade von seiner russischen Unternehmung zurückhalten wollte. Der Vorhang fällt jedenfalls.

Der letzte Akt beginnt. Vor uns ein Stück vom Schlosse Saniewskis im Winter. Der Hausherr bemüht sich hinter Hecken und Gebüsch seine Kosaken zu verstecken, da er Napoleon abfangen will, der in kurzem hier durchkommen muß. Inzwischen spaziert die treulose Gemahlin auch so von ungefähr heran, einen Rosenkranz betend und für Napoleons Rettung flehend. Der bepelzte Gatte überrascht sie und zeigt ihr seine russische Uniform, in die sie ihn getrieben. Aber er fühle jetzt Reue und wolle den Kaiser vor den ihn verfolgenden Kosaken retten. Sie solle ihm bei diesem Rettungswerk behilflich sein und selbst den Imperator herbeiführen. Sie ist damit einverstanden und läuft auf die Landstraße, dem Kaiser entgegen, der bald im Schlitten ankommen soll. Wozu aber die ganze Sendung ist auch nicht recht ersichtlich, wenn man doch genau weiß, daß der Kaiser auf alle Fälle die Landstraße passieren muß. — Da erscheint auch Alvensleben auf der Scene, der sein Pferd verloren hat und nun mit dem Sattel anrückt. Als er die russische Uniform sieht, schreit er sofort, er wolle seine Depeschen teuer verkaufen, von denen bis dato noch niemand eine Ahnung gehabt hat. Aber Saniewski sucht ihn zu überreden, ihm gegen Napoleon zu helfen, den er jetzt gefangen nehmen wolle; alles sei bereits umstellt. Wozu also denn die langen Überredungsversuche! Der Preuße geht nicht darauf ein, sondern fordert den alten Grafen auf, zu parieren. In diesem richtig gewählten Augenblicke kommt auch schon Napoleon mit Madame Polonia heran. Saniewski stürzt sich auf den Kaiser, aber Madame empfängt statt seiner den Todesstoß. Nun treten die Kosaken einzeln aus ihrem Versteck hervor und werden von Alvensleben und Napoleon bequem abgeschossen. Der Rest wird von den

zu Hilfe eilenden Begleitern Napoleons, die nun auch von irgendwoher erscheinen, vertrieben. — Es folgt eine Leichenrede Napoleons auf Madame, dann der Dank an seine Retter für rechtzeitige Hilfe, den aber Alvensleben abwehrt, indem er sich diese so sehr passende Gelegenheit aussucht, um sich mit dem Kaiser in ein politisches Streitgespräch einzulassen, das in den Worten gipfelt: Das einige Deutschland fürchtet Gott, sonst nichts in dieser Welt. Und da bekommt es nun auch Napoleon mit dem Gruseln. Aber seine Begleiter geben trotzdem der Versicherung Ausdruck, daß sie noch immer an seinen Stern glauben, so daß der Kaiser aus Dankbarkeit dafür wieder ein bischen Mut bekommt. Ob Glück oder Unglück ihm beschieden, er will es fortan tragen. Damit schließt der fünfte Akt, würdig der Anlage des Ganzen. — Ist es nun dem Dichter gelungen, uns in seinem Drama den von ihm selbst behaupteten Gedanken auszuführen: Valesca, das Irrlicht Napoleons, das seinen Sturz im Drama herbeiführt? Nein, denn erstens folgt Napoleon nicht der Aufforderung Valescas (III. Akt Ende) vom Feldzuge gegen Rußland abzustehen. Zweitens, wenn man etwa meinen sollte, daß die Selbständigkeitserklärung Polens den Imperator erst in den Krieg verwickelte, so ist im Drama durchaus nicht entwickelt, daß gerade durch diesen Entschluß sein Sturz unvermeidlich war. Napoleon war doch schon vor Beginn des Stückes über den Niemen gegangen und in russisches Gebiet eingerückt; damit bestand aber schon der Krieg gegen Rußland, mochte er nun mit Polen weiter beginnen, was er wollte. Das hatte auf den Krieg, der ja als Ursache seines Sturzes anzusehen ist, absolut keine Wirkung. — Durfte nun der historische Dichter überhaupt sich das Problem so stellen, wie es Biesendahl sich gestellt zu haben behauptet? Durfte er die politischen Ereignisse aus rein persönlichen Beweggründen herleiten wollen? Uns allen ist doch, meine ich, zu sehr der Charakter Napoleons aus der Geschichte bekannt, der gerade ein entgegengesetztes Aussehen hat. Wir wissen, daß Bonaparte stets die Politik zuerst befragte, daß er ihr sogar seine Liebe unbedenklich zum Opfer brachte. Und nun begegnet uns diese Kreatur! Dann aber, welche Beweggründe die Veranlassung zu geschichtlichen Ereignissen gegeben haben, das werden wir meist wissen, wie aber diese Ereignisse auf die Psyche der Hauptpersonen gewirkt haben, schwerer, auf gänzlich erfundene Gestalten sogar garnicht. Hier erst wäre das Feld für einen Dichter mit seiner Phantasie die Charaktere folgerichtig zu entwickeln, wie es auch Voß getan hat, dessen ganzes Drama sich dadurch von den Fesseln der historischen Geschehnisse zu lösen wußte. An eine Aufführung am Theater wird bei diesem Stücke wohl kaum je gedacht werden können. Die Unwahrscheinlichkeiten des Voßschen Dramas lagen mehr in den Voraussetzungen, von denen der sonst folgerichtige

Gang der Handlung abhängig war. Hier jedoch häufen sie sich während des Verlaufes der sich abspielenden Begebenheiten dermaßen, daß man es kaum noch mit vernünftig handelnden Personen zu tun hat. Gänzlich untheatralisch sind die Scenen, in denen der von den Polen abweichende preußische Charakter vorgeführt werden soll. Nur ganz äußerlich mit der eigentlichen Handlung verknüpft, beschränken sie sich lediglich auf doktrinäre Streitgespräche, die alles andere, nur kein Drama sind. — Einen großen Abbruch tut der Komposition auch die merkwürdige Sprache. Ursprünglich war das Ganze in Jamben angelegt. Diese haben aber nicht überall ausgereicht, so daß die Verbindung durch Prosa hergestellt werden mußte. Dieses Mischmasch kommt sogar in einem einzigen Monologe in öfterem Wechsel vor. Hat man sich an die Prosa gewöhnt, so wird man durch den merkwürdigen Schwung der Versstellen an der Rede stutzig, und glaubt man auf dem Kothurn einherschreiten zu sollen, so wird man durch die wieder in ihr Recht tretende alltägliche Sprachweise aus allen Himmeln gestürzt. Es ist, als schritte man mit einem Bein in der Stelze, dem andern aber auf dem niederen Erdboden umher. Kein sehr erhebender Anblick. Im Gegensatz zu den bisher besprochenen Dramen dieses Abschnittes, die noch immer der von mir charakterisierten ersten Stufe[1]) angehörten, würde das vorliegende mehr zur dritten Stufe zählen müssen.

Gleich hier will ich auch das Vorspiel zu dem Stern des Korsen: „Napoleon am Niemen“[2]) anführen, das zwar schon wegen seiner Kürze zu der Gattung der Episodendramen gehört, aber doch den Gedanken: Napoleon in seiner Beziehung zum Weibe — in mehr negativer Form ausdrückt. — Im übrigen kommt diesem Stücke, wie auch beabsichtigt, gar keine Selbständigkeit zu, es ist vielmehr lediglich als dramatischer Prolog zum „Stern des Korsen“ gedacht. Wir befinden uns im kaiserlichen Zelt. Es ist Nacht. Blitz und Donner. Auf dem Schreibtische liegt die beleuchtete Karte von Rußland. Also schon hier tritt uns der sehr romantische Zug des Autors entgegen, der sich zu den Unwahrscheinlichkeiten eines Aufenthalts im Zelt, trotzdem es der Kaiser in einem Hause wahrlich bequemer gehabt hätte, sofort bekennt. — Nach einer halb jambisch, halb prosaischen Tirade, worin Napoleon in einem Monologe sein Genie verherrlicht, macht er Coulaincourt die Mitteilung, daß er entschlossen sei über den Niemen zu gehen und Rußland zu bekriegen. Dieser rät ab, ihn ahnt Unheil. Es sei das erste Mal seit der Scheidung von Josephine, die sein Stern gewesen, daß der Kaiser etwas unternehme. Aber Napoleon bedarf keines Sternes. Sein Genie ist

[1]) Siehe S. 4 der Buch-Ausgabe.

[2]) Karl Biesendahl: „Napoleon am Niemen“, Vorspiel zur Tragödie: Der Stern des Korsen, in Dr. Biesendahls Deutschem Theaterjahrbuch 1892.

sein Stern. Außerdem ist er Fatalist. Sei es bestimmt, daß er untergehe, so würde er untergehen. Seine Siege beruhen eben darauf, daß er kein König von Gottes Gnaden ist. — Wie wir sehen, können wir schon hier von einer gewandten dramatischen Technik durchaus nicht sprechen.

Weniger selbständig ist „Edmée" von **Paul v. Ebart**[1]). Theatralisch, d. h. zur ersten Stufe gehörig, ist das Stück im großen und ganzen. Als Kunstwerk dagegen soll es nicht erheben, sondern nur unterhalten; es ist die jetzt so beliebte Gattung der auf die Bühne gebrachten Novelle — kein Drama.

Der Ort der Handlung ist Paris und das Landgut der Marquise de Châteauneuf, die Zeit 1800—1802. — Erster Akt: In dem Vorzimmer zum Arbeitskabinett des ersten Konsuls hat sich eine große Anzahl von Diplomaten und Bittstellern versammelt, die auf das Erscheinen des Machthabers warten. Unter letzteren befindet sich auch Edmée de la Feuillade mit ihrem Oheim, einem Abbé, durch dessen Fürsprache sie beim Konsul eine Audienz bewilligt erhalten hat. Sie, die strenge Royalistin hat sich nur widerwillig dazu entschlossen, sich vor dem Emporkömmling durch Bitten zu demütigen. — Da erscheint Napoleon und fertigt die Gesandten kurz ab, wobei er gegen den Engländer drohende Worte ausstößt. Auch den übrigen zur Audienz Erschienenen gönnt er freundliche Worte und bleibt schließlich mit dem Abbé und Edmée allein. Das junge Mädchen scheint auf ihn Eindruck zu machen. Besonders reizt ihn ihre anfängliche Zurückhaltung. Er dagegen erobert ihre Bewunderung durch sein bestimmtes und zielbewußtes Auftreten. Im Verlaufe des Gespräches verspricht er ihr die Zurückgabe ihrer Güter und will sogar das Gesuch eines ihrer Verwandten berücksichtigen, der sich um eine Stelle im Ministerium beworben, trotzdem sie ihn nicht darum gebeten, ihm aber persönlich der junge Mann unsympathisch war. Nachdem sich die beiden verabschiedet haben und Napoleon in sein Arbeitskabinett zurückgegangen ist, wo er nicht gestört sein will, wird das Vorgemach durch Diener schleunigst für die Gesellschaft der Madame Bonaparte hergerichtet, die bald lärmend und geräuschvoll aus der Oper erscheint, um den Thee einzunehmen. Leichte, nichtige Konversation herrscht unter den leichtlebigen Herren und Damen, unter denen die Gattin Napoleons den Ton angibt. Während eines Liedes, das der Sänger Garrat zum Vortrag bringt, erscheint plötzlich Bonaparte aus seinem Arbeitszimmer. Rücksichtslos und schroff weist er die Gäste hinaus, er wolle keinen Skandal und hätte mit Josephine allein zu reden. Mit ihr alleingelassen, macht er ihr mit

[1]) Paul v. Ebart: „Edmée", Schauspiel in fünf Aufzügen mit freier Benutzung eines Mallingschen Romanes. Manuskript. Gotha 1900.

schneidender Kälte Vorwürfe, daß sie durch ihre Koketterie seinen Namen verunglimpfe. Er denke schon an die Möglichkeit einer Scheidung. Vergebens sucht sie ihn an frühere Zeiten zu erinnern. Höhnisch weist er ihre Behauptung, sie hätte ihm das Oberkommando in Italien verschafft, als unbegründet zurück. Seine Geduld sei nun zu Ende. Nicht noch einmal wolle er es erleben, daß er einem ihrer Liebhaber die Tür weisen müsse. Zwar werde er schon in wenigen Wochen Frankreich verlassen, aber sein Bruder bliebe zurück als Wächter über ihre Tugend und das Auge des Hasses sehe scharf. Darauf schickt er die Kokette kalt hinaus. Sie hat gar keine Macht über ihn: „Fahr wohl, schöne Josephine, dein Stern ist erblaßt, denn meinem Leben ist die neue Sonne aufgegangen." Des jungen Mädchens gedenkt er, das so trotzig bei ihm Audienz gehabt. — Der zweite Akt spielt im Gartensalon der Madame de Châteauneuf, einer Tante Edmées, bei der diese sich in Paris aufhält. Eine Ordonnanz hat sich geheimnisvoll hereingeschlichen und der Zofe der Edmée einen Brief an diese eingehändigt. Offenbar mußte der Mann die Personen des Hauses sehr genau kennen. Die infolge des Geräusches erscheinende Edmée hat nur noch Zeit den Brief zu verbergen, als die Tante mit ihrem Sohne Louis erscheint, demselben, für den sich Bonaparte zu verwenden versprach. Um ihre Erregung hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen, erzählt Edmée, daß ihr der Konsul auf dem Spaziergange begegnet sei. Louis, ein erklärter Royalist, bemüht sich nun, möglichst hochmütig auf den Emporkömmling herabzusehen und alle seine Siege nur dessen tüchtigen Generalen zuzuschreiben. Doch Edmée ist zur Überraschung aller vollständig verändert. Anstatt wie früher diesen Ausführungen zuzustimmen, ergreift sie warm Partei für den ersten Konsul. Louis dagegen wird immer heftiger und wirft ihr sogar ihr eigenes Verhalten gegenüber Bonaparte vor, der ihr ihr Erbe wiedergegeben. Sie hätte sich doch merkwürdig willfährig gezeigt gegenüber der zweifelhaften Freigebigkeit eines wildfremden Mannes, während sie doch von ihm, ihrem zukünftigen Gatten, die geringste Aufmerksamkeit stolz zurückgewiesen hätte. Scharf weist ihn Edmée zurecht; früher hätte er sich doch nie um sie bekümmert, übrigens hätte sie doch, fügt sie beißend hinzu, ihr Vermögen wiedergewinnen müssen, um die Karriere ihres zukünftigen Gemahls zu machen. Louis fühlt, daß er zu weit gegangen und versichert ihr seine noch immer unveränderte Liebe. In diesem Zusammenhang macht sich das Geständnis allerdings etwas gezwungen und unaufrichtig. Edmée ist denn auch peinlich davon berührt; sie will nichts davon hören und entfernt sich. Madame de Châteauneuf ist über die soeben begangene Unvorsichtigkeit ihres Sohnes entsetzt, da der wenig Vermögende doch von dieser Heirat abhängt. Er dagegen erwidert höhnisch: „Ein recht

behaglicher Zustand, von den Launen eines überspannten Mädchens abhängig zu sein." – Nachdem sich die Herrschaften zum Souper zurückgezogen haben, erscheint Edmée wieder. Sie liest den geheimnisvollen Brief. Er ist von ihm, von Napoleon. Und schon erscheint dieser selbst, auf demselben Wege, den die Ordonnanz vorher benutzt. Er hatte sie zu dieser Stunde um das Rendezvouz gebeten. Sie gesteht ihm, wie sie ihn schon früher bewundert hätte, trotzdem sie ihn anfangs gehaßt. General Bonaparte nimmt seinen Vorteil wahr. Was braucht es der Worte zwischen ihnen. Er ist kein zärtlich girrender Seladon, der ihr zu sagen kam, daß er sie liebt. Und da gesteht auch sie, daß sie niemals das Weib ihres Vetters werden könne, weil sie ihn liebe. Nur ihm wolle sie vertrauen. Napoleon enthüllt ihr daraufhin sofort seinen Plan Italien zu erobern, wovon bis jetzt noch niemand etwas weiß. Nach den Siegen aber wolle er zu ihr zurückeilen. Mit einer Umarmung trennen sich die Liebenden, und, während Edmée noch im höchsten Entzücken ihres Liebesglückes schwelgt, senkt sich der Vorhang. – Napoleon weilt also fern in Italien. Der dritte Akt spielt auf dem Landgute Edmées, auf dem sich auch deren ganze Verwandtschaft aufhält. Edmée hängt einsam ihren Gedanken nach, die sich mit dem Fernen beschäftigen. Der hinzukommende Louis muß natürlich wieder wie im Akt vorher über den Korsen herziehen, trotzdem es ihm doch beinahe schlecht bekommen war. Er legt das bisherige Schweigen der Nachrichten aus Italien als ungünstiges Zeichen aus. Zugleich teilt er mit, daß er durch Talleyrand einen diplomatischen Posten erhalten und schon morgen nach England abreisen muß. Vorher jedoch will er das scheinbar getrübte Verhältnis zwischen ihnen klar stellen. Jetzt spricht er auch seinen Argwohn aus. Er schreibt ihr verändertes Verhalten „gewissen heimlichen Beziehungen zu diesem Bonaparte" zu. Als ihr Verwandter und Bräutigam, für den er noch immer öffentlich gilt, möchte er ihr die Augen öffnen, damit sie wenigstens den Abgrund sieht, auf den sie zueilt. Er erinnert sie an das Schicksal all der Geliebten Bonapartes, wie z. B. noch kürzlich der Fourès, die ihm alles geopfert, so daß die erschütterte Edmée ihn bittet, doch Mitleid mit ihr zu haben. Zugleich gesteht sie ihm, daß sie ihn nur wie einen Bruder lieben könne. Während sich nun Louis entfernt, um nach der ankommenden Post zu sehen, offenbart Edmée in einem Monologe ihre widerstreitenden Gefühle; ihren Stolz, der sich dagegen aufbäumt, die Nachfolgerin der Fourès zu werden, und ihre Liebe, die zu allen Opfern fähig ist. Da kommt zuerst durch die Kammerzofe die Nachricht, es solle eine große Schlacht gewonnen sein. Der ihr bald folgende Louis, der zugleich den Befehl erhalten hat, sofort nach Paris zu kommen, teilt mit berechneter Bosheit mit, daß die franzö-

sische Armee so gut wie aufgerieben wäre. „O mein Gott" sinkt Edmée in den Stuhl zurück, und er triumphierend: „Bonaparte!" Nun weiß er, was er wissen wollte, daß der Konsul seiner Cousine und Braut doch näher steht, als er es geahnt. — Dieses abermalige Motiv der Eifersucht scheint doch überflüssig, da ja Louis schon vorher sehr genau über das Verhältnis orientiert sein mußte, um derartige Moralpredigten halten zu können. – Endlich tritt der Abbé auf mit einem Zeitungsblatte, das die sehr ausführliche Beschreibung des Napoleonischen Feldzuges enthält, die in ihrer ganzen Umständlichkeit leider auch dem Zuschauer nicht erspart bleibt. Daß zur Belebung des Ganzen bald Edmée, bald wieder der Abbé vorlesen muß, ändert an dem undramatischen Charakter dieser Scene gar nichts. Aus Freude über den Sieg des von ihr Vergötterten gibt Edmée ihren Tagelöhnern, zum großen Entsetzen der Verwandten, ein Fest im Schlosse. Im übrigen wird die Abreise der Familienglieder schleunigst vorbereitet, da sich die Cousine Edmées mit dem General Junot verheiraten soll und die Hochzeit in Paris schon bei der baldig bevorstehenden Rückkehr des Konsuls gefeiert werden wird. – Vierter Akt: Wir befinden uns auf der Hochzeit des Generals Junot, die in den Räumen des ersten Aktes stattfindet. Am Anfang viel aristokratischer Klatsch über die gemischte Heirat, bis das Brautpaar mit den Verwandten erscheint. Gleich darauf ertönt auch das Aufklopfen des Zeremonienmeisters. Der erste Konsul mit glänzendem Gefolge tritt ein und geht sofort auf seinen General los, den er herablassend beglückwünscht. Auf seine Erlaubnis beginnt der Ball. Während sich die Gesellschaft in das Nebengemach zurückzieht, nähert sich Napoleon Edmée. Er will sie allein sprechen. Nicht hier, bittet sie; sie würde auf Schritt und Tritt beobachtet. Der Konsul ahnt, daß ihr Bräutigam dieser Beobachter ist. Nachdem er also vorläufig Edmée entlassen, läßt er den jungen Châteauneuf zu sich rufen. Dieser erscheint und stellt Bonaparte wegen seiner Absichten auf Edmée sofort zur Rede. Napoleon gibt alles zu, so daß Louis von ihm an Ort und Stelle Genugtuung verlangt, jedoch sehr kühl von dem Oberhaupte der Republik abgewiesen wird, Frankreich brauche sie beide. Zähneknirschend entfernt sich Louis, indem er Napoleon ins Gesicht Feindschaft schwört. – Der geschichtliche Bonaparte hätte wahrscheinlich einen derartig Tollen einfach ins Gefängnis setzen lassen. – Nun tritt eine, als Hochzeitsüberraschung herbeigerufene Wahrsagerin auf, der der Konsul jedes weitere Wort abschneidet, als sie sich anschickt, ihm auch Unglück zu weissagen. Unterdessen hat er jedoch Zeit gefunden, der Edmée einen Zettel zuzustecken, sie solle sich bereit halten, nach dem Balle unbemerkt im Hause zurückzubleiben. Kaum haben sich also die Gäste verzogen, so befiehlt Napoleon dem Kammerdiener, alle Türen sorgfältig zu verschließen

und niemand vorzulassen. Dann erfolgt die Zusammenkunft mit Edmée. Sie hat mit allem gebrochen, was sie an ihre Familie knüpfte, um nur noch sein Geschöpf zu sein; nun beneidet sie niemanden auf der Welt. Nur die Genossin seines Geistes und Teilnehmerin an seinen Plänen will sie werden, wie sie dieses Glück von Madame Bonaparte vorausgesetzt hat. Aber nur verächtlich gedenkt Napoleon seiner Gattin, dieser Kleiderpuppe ohne Herz und Seele, die ihm am liebsten zumutete, mit den Bourbonen Frieden zu machen, um sich dann mit der Würde eines Connetables und einem Herzogtume abspeisen zu lassen. Aber, gibt es eine Krone zu erringen, so setzt man sie sich selbst auf den Kopf, daß ist sein Grundsatz. Diese, von ihm ursprünglich nur bildlich gemeinten Vergleiche, entflammen Edmée zur Begeisterung im Glauben an die Wirklichkeit der Bilder. Napoleon, so an seiner stärksten Leidenschaft, dem Ehrgeiz gepackt, sieht nun auf einmal seinen Weg klar vor sich. „Du weisest mir das Ziel." Alles, was noch unbewußt in ihm gelegen, erwacht aus dem Schlummer. „Mädchen habe Dank!" Leidenschaftlich umarmt er sie, die der Traum seiner Jugend war, die gleichempfindende Gefährtin. Edmée überläßt sich vollständig seiner Leidenschaft. Da ertönt ein Klopfen an der Tür. Die Fourès verlangt Einlaß, sie hat wichtige Depeschen. „Kairo ist über", ruft sie ihm durch die Tür, als sie nicht sofort eingelassen wird, „die Engländer haben einen Sieg gewonnen." Da ist Napoleon augenblicklich Herr seiner Leidenschaft, ganz wieder der Real-Politiker. Fast rauh schickt er Edmée nach Hause, die Politik gehe vor, und empfängt die Fourès. Zu Tode getroffen zieht sich Edmée zurück. — Der fünfte Akt spielt am anderen Morgen in dem Zimmer Edmées. „Die Fourès bei ihm — seine frühere Geliebte!" spricht sie tonlos. „Hingebend warf ich mich an seine Brust — alles wollte ich ihm opfern, und er! — nur der Ehrgeiz füllt seine Seele aus!" - Sie scheint ganz vergessen zu haben, daß sie doch gerade diese Eigenschaft an Napoleon zur Begeisterung entflammte und daß sie gerade nur die Genossin seines Geistes sein wollte. — In ihrer Betäubung muß sie ihren Vetter empfangen, der ihr, wie man es an ihm schon gewöhnt ist, sofort eine Scene macht. Er weiß, daß sie bei dem Verhaßten gewesen ist und ist rasend vor Eifersucht. Man wundert sich allerdings, woher die jetzt auf einmal herkommen soll bei diesem Royalisten, der uns im zweiten Akt als ein Mensch geschildert wird, der mit seiner Kousine bloß eine Interessenheirat ohne Neigung zu schließen beabsichtigte. Auch in den beiden folgenden Akten empfängt man diesen Eindruck. Jetzt plötzlich ist diesem molluskenhaften Charakter an seiner Karriere nichts gelegen. Er will nicht ohne Edmée auf seinen Botschafterposten reisen. Trotz des furchtbaren Schlages, den sie durch Bonaparte erlitten, hält sie noch fest zu Napoleon. „Wisse, daß

nichts auf der Welt mich von ihm zu trennen vermag." Dann wird sie sentimental. Das Leben hat ihr schon das Beste gegeben, was ein Weib jemals besessen hat. Sie fühlt sich über die Gesetze der Sittlichkeit erhaben. Da erinnert er sie noch zuletzt daran, was sie denn für den Gewalthaber sei, der alles nur seiner Ehrsucht opfere und eine Fourès ihr noch in dieser Nacht vorgezogen habe. Das ist zu viel für Edmée, trotzdem sie das doch eigentlich schon viel besser wissen müßte als Louis. Ohnmächtig sinkt sie auf einen Stuhl. Louis stürzt ab, angeblich nach einem Arzte, in Wirklichkeit aber holt er Napoleon, seinen Feind, zu der Ohnmächtigen. Ja, warum denn? — Allmählich kommt Edmée wieder zu sich. Der Zuschauer wundert sich nur, daß das nun wieder ihrer Zofe nicht paßt, die sich deshalb wie verzweifelt geberdet: „Sie kommt von Sinnen, Hilfe!" Endlich verkündet sie, daß die Straße voller Menschen sei und Napoleon mit Louis auf das Haus zugehe. Das kann nun Edmée schon garnicht ertragen. Sie greift zur Phiole und vergiftet sich. Wozu denn das, fragt man unwillkürlich; das hätte sie doch gleich nach dem Verlassen von Napoleons Palais tun sollen. Wozu wartet sie denn noch eine ganze Nacht. Denn, daß die Fourès bei Napoleon gewesen, wußte sie schon vor Auftritt ihres Vetters, und trotzdem hatte sie ihn noch verteidigt. Was hat denn nun plötzlich diesen Tod notwendig gemacht? – Bei der Toten steht Napoleon. Louis klagt ihn heftig an, ihren Tod verschuldet zu haben, doch der Konsul unterbricht ihn: „Was geht Sie diese Frau an, sie war mein. Der Argwohn, den Sie ihr eingeflößt haben, trieb sie zu diesem Schritte." Draußen ertönen die Glocken. Der Friede mit England wurde soeben geschlossen. „Und wer gibt mir den Frieden?" stöhnt der verzweifelte Konsul, an der Leiche niederknieend. Doch gleich darauf erhebt er sich; die Staatspflicht fordert ihr Recht. Kalt gibt er den Befehl: „Zur Kirche Notre Dame." Gegen die beiden ersten Akte fällt der Schluß ganz ungemein ab.

Der Prosa-Dialog ist geschickt geführt. Die Dramatisierung eines Romanes, der ein ganz anderes Prinzip der Dichtkunst vertritt, pflegt ja meistens für eine echt dramatische Fortführung nicht vorteilhaft zu sein. Technisch werden diese Schwächen schon in dem forcierten Schauplatz offenbar. So findet die Gesellschaft Josephinens im Vorzimmer statt, wo auch die Audienzen am Morgen empfangen werden. Oder im zweiten Akt die Zusammenkunft Napoleons mit Edmée in einem Privathause, wo sie jeden Augenblick überrascht werden können. Oder im vierten Akt muß das Vorzimmer zu allen möglichen intimen und Skandalscenen dienen. Im fünften Akt wird gar eine ganze Hofgesellschaft von der Straße zu einer bis dahin Ohnmächtigen geführt. – Dramatisch ist wiederum der dritte Akt nicht zu rechtfertigen. Die bis dahin fortschreitende Entwickelung des Dramas

wird darin nämlich einfach unterbrochen. Erst der vierte Akt setzt zum Schluß da ein, wo der zweite aufgehört hat, da die Liebe Edmées, die Akt II zum Ausbruch kam, Akt IV auf die Probe gestellt wird. Dazwischen liegt nun wie ein Hemmnis der dritte Akt mit seinem epischen Moment, der doch an dramatischer Fortentwicklung bloß die Scenen hat, die das Wissen Louis um das bestehende Verhältnis zum Ausdruck bringen sollen. Im übrigen ist auf die Unglaubwürdigkeit einzelner Vorgänge schon an betreffender Stelle hingewiesen worden. Als das stärkste, was darin geleistet wurde, kann man vielleicht hier noch die Forderungsscene zwischen dem ersten Konsul und seinem Untergebenen bezeichnen, die auch späterhin das an und für sich schon unwahrscheinliche Heranholen Napoleons zur ohnmächtigen Kousine, — denn seit wann holt man alle Welt zu einer Ohnmächtigen — noch unglaubhafter gemacht hat[1]). In groben Zügen ist dagegen die Gestalt Napoleons im großen und ganzen getroffen. Wir bemerken an ihm den romantischen Zug und den krassen egoistisch-politischen Ehrgeiz. Dabei ist die Gefahr glücklich durch die Wahl des Stoffes vermieden worden, die so viele historische Napoleon-Dramen, wie wir noch später noch sehen werden, zu Fall gebracht — die übermäßige Erwähnung politischer Ereignisse, die mit der eigentlichen Handlung fast garnichts zu tun haben, und die Dramen zu bloßen Geschichtstabellen in Prosa oder Versen zu machen pflegen.

Zu derselben Gattung wie das eben besprochene gehört auch das von der jetzt so beliebten Kompagniefirma hergestellte, neueste Werk: „Edles Blut" von **Ferdinand Bonn** und **Thilo von Trotha**[2]). Man könnte ganz deutlich die Arbeitsweise der beiden Verfasser unterscheiden, da nämlich der Fortgang der Handlung mit den wie Arabesken verwandten komischen Situationen absolut nichts zu tun hat. Theaterfähig ist das Stück ebenso, wie das vorige und ebensowenig bezweckt es die dichterische Lösung eines Problems. Es will unterhalten, weiter nichts. Wiederum ist es das dramatisierte Feuilleton: immer etwas Neues, Überraschendes, Lustiges, dabei regelrechte theatralische Handlung, und es ist erreicht. Dem eigentlichen Kern der Handlungen nach: „Eine edle Frau will lieber ihren Gatten verlieren, als um den Preis seines Lebens ihre Ehre verkaufen" wäre das Schauspiel zu einer ernsten Tragödie wie geschaffen. Aber das wollten die Verfasser garnicht.

Ort der Handlung ist alle 3 Akte hindurch ein Zimmer des Schlosses in Berlin im Herbst 1806. - Erster Akt: Ein Dienst-

[1]) Auch auf ein von mir an den Verfasser gerichtetes Schreiben, das diese Punkte hervorhob, habe ich keine die Sache anders darstellende Erklärung erhalten.

[2]) Ferdinand Bonn und Thilo von Trotha: „Edles Blut". Historienbild in drei Aufzügen. Als Manuskript vervielfältigt. Berlin 1901.

botengespräch, beim Decken der Tafel geführt, macht uns mit dem Umstande bekannt, daß heute die Franzosen in Berlin einziehen, Napoleon im Schlosse Quartier nehmen wolle und der frühere Verlobte der Kammerzofe als französischer Grenadier erscheinen dürfte. Auch die Bewohnerinnen dieser Gemächer stellen sich uns schon jetzt vor, die Gräfin Elisabeth Kronhelm, deren Gemahl als Flügeladjutant bei dem geschlagenen Heere weilt, und ihre natürlich unverheiratete, daher wie zur Verlobung prädestinierte Schwester Eva. Aus der Schule kommt nun der 8- bis 10jährige Sohn der Gräfin gestürmt, und eröffnet, daß er erstens einen Kameraden verhauen, weil dieser seinen Vater beleidigt, zweitens, daß die Schule zum Spalierbilden unter die Linden für den Einzug Napoleons befohlen, aber niemand hingehen würde. Ja, er habe sogar dem Direktor gegenüber, der in der Schule „vive l'empereur" üben ließ, sein Nichtmitrufen damit begründet, er sei ein Preuße, und der Direktor sei rot geworden. Dann erscheint der Großvater, der alte Major a. D. von Bredow, um den Jungen für seine preußische resp. deutsche Forschheit mit einem Zehnpfennigstück zu belohnen. Er hatte es ja immer gesagt, man ist geschlagen worden „weil das da nichts taugt, was zwischen ihm und dem Jungen steht". Und nun, nachdem noch schnell das heldenhafte Stubenmädchen mit von der kaiserlichen Tafel requirierten Pfirsichen erscheint, um sie im Triumph auf den Frühstückstisch der Gräfin zu stellen, stellt sich uns auch der Schloßhauptmann und Kammerherr Corrini, ein windiger Napoleonverehrer, vor, der der Gräfin ankündigt, daß in ein paar Stunden ihr Zimmer für den Flügeladjutanten Napoleons geräumt werden müsse; sie könnte wohl einen Stock höher bei den Heiducken und Reitknechten wohnen. Der Kammerherr entfernt sich, um zwei Juden Platz zu machen, von denen sich einer als der verkleidete Gatte der Gräfin entpuppt. Er hatte eine Meldung nach Breslau zu überbringen, und ist nur mit Not den ihn verfolgenden Feinden entgangen. Statt nun aber die Meldung direkt zu besorgen, muß der Unglückliche gerade jetzt ins Schloß kommen, wo die Franzosen einziehen. Er setzt sich sofort an den Frühstückstisch und nötigt auch den Juden Calmus, seinen früheren Pferdehändler und Retter, mit zuzulangen. Dieser parliert dabei kräftig jüdisch. Aber schon wird dieses Frühstücksidyll gestört; die Franzosen rücken ein, und knapp sind die Beiden im Nebenzimmer in den Kleiderschrank gesteckt worden, da erscheint eine Horde von französischen Grenadieren und Küraſſieren. Sofort fallen diese über den gedeckten Tisch her, und beladen sich teilweise mit den Toilettestücken der Gräfin. Aber der Retter naht in der Gestalt des Flügeladjutanten, Baron Baumbach, für den die Zimmer bestimmt sind. Er verjagt den Soldatenpöbel, die Sieger von Jena. Als er gar erfährt, daß er die Gräfin verdränge, stellt er ihr sofort die

Zimmer wieder zur Verfügung. Aber einen Fehler hat auch er, nämlich ein zu leicht entzündliches Herz. Das flammt auf, als ihm die schöne Gräfin seinen verwundeten Arm verbindet. — Da, während er sie umschlingt, erscheint der Gatte; zuerst Stutzen vor der feindlichen Uniform, dann Verhaften des Offiziers. Aber, als er erfährt, daß es der Gemahl der Gräfin sei, geht er sehr gefällig noch einen Augenblick mit sämtlichen Franzosen heraus, angeblich, um dem Kaiser Meldung zu machen. Der Zuschauer weiß aber, daß der Graf nun Zeit haben muß, um den Befehl, den er zu überbringen hatte, seiner Gattin zuzustecken. Inzwischen soll der Posten draußen vor der Tür, in dem das Dienstmädchen zufällig ihren früheren Schatz erkannt hat, von dieser fortgelockt werden. Aber es ist schon zu spät. Man kommt. Während der verhaftete Graf abgeführt wird, reitet unten unter Trommelwirbel der Kaiser ins Schloß. Zweiter Akt: Auch dieser beginnt mit dem Ordnen der Frühstückstafel. Großvater Bredow schimpft dabei auf den Gouverneur von Berlin, der den gefangenen Grafen nicht als einen Offizier seines Stabes legitimiert hätte, weil der „Gamaschenhengst" keine falsche Meldung machen wollte. Der hinzukommende Kammerherr von Corrini ist außer sich, daß in dem ihm unterstellten Schloß so etwas hat passieren können, übrigens habe der Kaiser befohlen, alle erschießen zu lassen, die mit der Waffe in der Hand ergriffen würden. Während er sich entfernt, erscheint das Kammerkätzchen mit einem Eßkorb für den Grafen und ihren Geliebten, der wegen seines verlassenen Postens auch arretiert worden ist. Aber schon stellt sich uns dieser als freier Mann vor, da der Kaiser anläßlich seines Einzuges einen Generalpardon für seine Soldaten erlassen hätte Bald darauf kommt auch Calmus, den die Franzosen schändlich verhauen haben. Wozu hatte er auch versucht, den wachthabenden Sergeanten zu bestechen, um die Befreiung des Grafen zu erlangen. Auf eine Frage der Gräfin erbietet er sich selbst, den gefährlichen Befehl zu besorgen, und verschwindet mit den Papieren. Kaum ist er fort, da öffnet sich die Tür und Baumbach, die Ursache aller Aufregung, tritt ein. Er hat sein stürmisches Vorgehen gutzumachen versucht, indem er für die Gräfin eine Audienz bei dem Kaiser erwirkt hat. Im übrigen wird er von Eva, der Gräfin Schwester, in die er sich jetzt zur Abwechselung straks verliebt – also zum zweitenmal am Tage – bekehrt, seinen Posten bei Napoleon aufzugeben und nicht wider das deutsche Vaterland zu kämpfen. Sie entfernen sich beide. Gräfin Elisabeth bleibt allein. – Da erscheint von hinten der Gewaltige. Es ist lächerlich, aber wahr. Der Hunger hat ihn hergetrieben, da die Galatafel erst um 2 Uhr beginnt, sein Magen aber für eine so späte Stunde nicht eingerichtet ist. Der Imperator speist an dem glücklicherweise noch immer gedeckten Frühstückstisch,

der nun schon vielen Gästen gerecht geworden, spricht leider auch mit der Gräfin über Politik – sonst wäre es ja kein Herrscher – und ist eins – zwei – drei, wie sein Adjutant, in die schöne Gastgeberin bis über die Ohren verliebt. Diese kniet gerade im rechten Moment vor ihm nieder, und bittet für ihren Mann um Gnade. Er ist bereit, alles zu gewähren, rechnet aber auf Dankbarkeit. Mitten im gefühlvollsten Moment werden sie von dem Adjutanten Baumbach gestört. Der überbringt ein Papier, das der Jude Calmus, der bei seinem Herausschleichen verhaftet worden ist, im Munde gehabt hat. Napoleon, ungehalten über die Störung, faßt es mit spitzen Fingern an und wirft das schmutzige Zeug von sich, worauf die Gräfin es geistesgegenwärtig in den brennenden Kamin befördert. Aber auch einige Unterschriften will der Adjutant haben. Der Kaiser unterzeichnet sie alle ungeduldig, trotzdem ihm der Adjutant bedeutsam bezeichnet, es wäre ein Todesurteil dabei (Emilia Galotti). Als er auch darüber gleichgültig hinweggehen will, dringt Baumbach in ihn: „Sie werden den Gemahl dieser Dame doch nicht erschießen lassen?" Der Imperator stutzt, steckt das unterzeichnete Urteil in seine Tasche, uud entfernt sich zum Diner. — „Gott sei Dank, er ist gerettet!" meint Baumbach. „Er ist verloren", stöhnt die Gräfin. — Im dritten Akt ist der Eßtisch glücklicherweise endlich abgeräumt. Wir hören, daß die Gräfin wie geistesabwesend sei. Nachher macht uns Roses Grenadier mit dem Umstande bekannt, daß, je netter die Gräfin nachher zum „Camperör" ist, desto kleiner der Sandhaufen wird, auf dem der Herr Gemahl erschossen werden soll, zum großen Entsetzen seines Schatzes, der Rose. Kammerherr von Corrini, der sich nun um die Gunst der Gräfin bemühen muß, die derart von dem Kaiser ausgezeichnet wurde, nimmt vorläufig mit der Gegenwart ihrer Schwester vorlieb. Auf alle mögliche Weise versucht er, ihr zu schmeicheln. Wir hören, daß der Kaiser von seinem ausgezeichneten Diner nichts gegessen hätte. Noch kriechender wird er, als er erfährt, der Kaiser wolle zum zweitenmal wiederkommen; „eine solche Auszeichnung sei in den Annalen sämtlicher Höfe noch nicht dagewesen. Er ist sogar entschlossen, die Schwester ohne weiteres zu heiraten, um sich der Gunst des Imperators zu versichern. Der nun eintretende Baumbach hört die letzten Worte, durch die er auf die Vermutung kommt, es bestände ein intimes Verhältnis zwischen den beiden. Er, der sich des Auftrages entledigen muß, Belohnungen auszuteilen für die Urheber des Frühstücks, das dem Kaiser so gemundet, erkundigt sich wütend, wer dafür verantwortlich sei. Das bringt Corrini auf den Gedanken, man hätte den Kaiser vergiften wollen, da die Miene des Adjutanten nichts Gutes zu verheißen scheint. Und weit wälzt er die Annahme jeder Beziehungen zu den Kronhelms von sich ab. Der zitternde Koch und

andere Bedienstete werden herbeigeholt, mit der Ehrenlegion und Geldgeschenken belohnt. Sogar der ewige Jude Calmus, der sich dazu eingefunden, erhält die Ehrenlegion. Darüber ist Corrini, der aus allen Himmeln stürzt, entsetzt. Inzwischen klärt sich auch das Mißverständnis dieser Theatermache zwischen Baumbach und Eva auf, die ihm ihre Hand verspricht, wenn der Graf als freier Mann dastände. Und nun endlich erscheint die unglückliche Gattin in diese halben Verlobungen hinein. Sie hat keine Hoffnung mehr auf Rettung, daher bittet sie den Adjutanten um einen letzten Dienst. Sie möchte ihren Gatten noch einmal sehen. Baumbach willfahrt zögernd nur, und der Graf erscheint. Der glaubt zwar, das wäre der erste Schritt der Gnade des Imperators, aber seine Gattin belehrt ihn eines anderen, und er stimmt ihr vollkommen bei. Sie wird ihn nicht retten, sie wird sich nicht opfern. — Der Graf wird schnell in den Schrank gesteckt, denn der Kaiser erscheint. Er findet eine völlig Veränderte vor sich in der stolzen Gräfin, die ihm kühl entgegentritt. — Warum denn nun auf einmal? Wenig Achtung habe er vor ihrem Geschlechte, sagt sie von oben herab. Napoleon aber ist ganz voll Verlangen. Er fühlt sich sogar veranlaßt, der Gräfin seine Verdienste aufzuzählen, um dann zu fragen, ob man einen solchen Mann nicht lieben könne. — Aber lieben heißt verehren, und das kann sie nicht. Er jedoch kennt im Kampfe nur die Macht und die hat er in Händen, das Todesurteil. Da entgegnet sie ihm verächtlich, in ihm wäre kein Tropfen edlen Blutes, er wäre ein Parvenü; sie wolle lieber mit ihrem Gatten sterben, als sich ihm ergeben. Aus der von ihr aufgerissenen Tür treten der Graf, Baumbach und Eva ins Gemach. Kronhelm will auf den Korsen losfahren, wird aber von dessen dämonischer Macht gezwungen, sich zu beugen. Kurz befiehlt der Imperator ihn abführen zu lassen, aber der bekehrte Baumbach weigert den Gehorsam, er wäre ein Deutscher. Ohne weiteres entbindet ihn der Kaiser seines Eides, und sich an die Gräfin wendend: „Sie haben mich beschimpft, ein Korse pflegt sich zu rächen. Ich strafe Sie Lügen Madame, ich bin kein Parvenü.“ Damit zerreißt er das Urteil. Und in der liebenswürdigsten Art, wie verwandelt, nimmt er Abschied und bittet sie nur, sich seiner zu erinnern, wenn das rollende Rad der Weltgeschichte ihn dereinst wirklich zermalmen sollte — er habe sich immer vor dem Schönsten gebeugt, was es auf Erden gebe, vor der Seele einer edlen Frau. — Das war Napoleon als Ideologe, als welcher er sich sebst bezeichnet haben würde. Auch wir hätten die Gestalt des Imperators nicht wieder erkannt, wenn uns ein anderer Name an Stelle des Napoleon auf dem Programm entgegengetreten wäre. Der Korse wirkt hier eben nur als Paradefigur. Nicht er bestimmt den Verlauf der Begebenheiten, sondern befindet sich nur im Schlepp-

tau der Gräfin, kein besonders günstiger Platz, um uns einen Welteroberer glaubhaft zu machen.

Im großen und ganzen aber haben wir es jedoch, wie wir sahen, in dieser Gruppe mit bühnenfähigen Stücken zu tun. Die Gefahr der dichterischen Darstellung Napoleons lag darin, daß uns statt des geschichtlich bekannten Charakters des Kaisers eine Person vorgeführt wurde, die mit ihm nur den Namen gemein hatte. Besonders deutlich trat uns das dort entgegen, wo, ganz abgesehen von den sich ergebenden Unwahrscheinlichkeiten, eine geschlossene dramatische Handlung vorhanden war. Da, wo der Charakter des Helden der Vorwurf einer dramatischen Gestaltung war, mangelte es an der entschiedenen, dramatisch folgerichtig durchgeführten Idee; wir konnten vielmehr Lücken wahrnehmen, die besonders durch große Zeitabstände veranlaßt wurden.